Pantheon

der

Weltgeschichte

für

die Jugend.

Cyclus historischer Erzählungen

aus

der alten, mittleren und neuen Geschichte.

In freier Reihenfolge verfaßt und bearbeitet

von

Philipp Körber.

Vierter Jahrgang.

1851.

Nürnberg,

Verlag von J. L. Lotzbeck.



„Steh auf, mein Sohn, fürchte dich nicht vor mir; erzähle mir muthig deine Angelegenheiten.“

Seraphin Schölcher.

Historische Erzählung

aus der Zeit

des siebenjährigen Kriegs.

Für die Jugend verfaßt

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich und zwei colorirten Kupfern.

Nürnberg.

Verlag von J. L. Lotzbeck

Seraphin Schölcher.

Historische Erzählung

aus der Zeit

des siebenjährigen Kriegs.

Für die Jugend verfaßt

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich und zwei colorirten Kupfern.

Nürnberg.
Verlag von J. L. Lotzbeck.

Einleitung.

Ehe wir beginnen, unsern geliebten Lesern die merkwürdige Geschichte zu erzählen, welche uns in den folgenden Blättern beschäftigen soll, erlauben wir uns, noch ein kurzes Wort an sie zu richten, das zum bessern Verständniß der folgenden Begebenheiten wohl dienlich sein kann.

Der unsern historischen Erzählungen zu Grunde liegende Plan fordert, daß wir unsern Lesern die ausgezeichnetsten Menschen, die vor andern in der Weltgeschichte hervorleuchten, vorführen, um sie auf solche Weise näher, als es beim historischen Unterricht in der Schule geschehen kann, mit denselben bekannt zu machen.

Das Leben des großen einzigen Monarchen, der in unserer Geschichte die hervorstrahlendste Persönlichkeit bildet, ist aber so außerordentlich reich, daß wir nicht im Stande wären, selbst bei der beflissensten Kürze im Ausdrucke in den wenigen Bogen, die wir ihm widmen können, etwas Genügendes und Erschöpfendes über ihn zu sagen.

Darum verzichten wir von vorne herein darauf und begnügen uns, ihn selbst redend, handelnd in unserer Erzählung auftreten zu lassen, wie es vor fast hundert Jahren geschehen ist.

Wir glauben nicht, daß unsere Leser etwas dabei verlieren, wenn wir statt einer Biographie Friedrich des Einzigen etwas ganz anderes hier bringen; denn oft sind solche Streiflichter, die auf einen großen Menschen geworfen werden, weit geeigneter, ihn bildlich aufzufassen und sich an seiner Größe zu erquicken und zu erbauen, als eine zwar streng geordnete aber kurz gefaßte biographische Schilderung. Ja ein solches Auftreten eines großen Mannes, durch welches er sich unwillkürlich unsere ganze Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und Liebe erwirbt, durch welches wir seinen Charakter selbst zu beurtheilen im Stande sind, in welchem er uns selbst nöthigt, uns vor seiner Größe zu beugen, erweckt erst die rechte Lust, sein ganzes Leben und Wirken kennen zu lernen und diese bestärkt dann unsere Geduld, wenn wir erst auf einem weitläufigen Wege durch viele große und gründlich geschriebene Werke zu dem gewünschten Resultate gelangen.

Wie aus der Ehrfurcht und Liebe zu Gott alle Tugenden des Christen entspringen, so kann keine

schöne bürgerliche Tugend gedacht werden ohne Patriotismus. In einer Zeit, wo so viel gethan worden ist, wodurch man sich gegen den Patriotismus schwer versündigte, kann es wohl dem Verfasser nicht verdacht werden, wenn er unter den ihm freigestellten Stoffen vor allem nach einem griff, welcher geeignet ist, das Beispiel der edelsten Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, der bewunderns-würdigsten Aufopferung für das Vaterland in ein recht helles Licht zu stellen. Möchten unsere lieben Leser in Nah und Ferne dieses Beispiel beherzigen und sich durch dasselbe zur Nachahmung angeregt fühlen.

Die Familie Walitzki. Schölcher. Der Besuch und die Unterhaltung an der Mittagstafel.

Am Fuße jener schönen Bergreihe, die sich von den Karpathen an nordwestwärts bis zu dem kühn-eingeschnittenen Bette hinzieht, welches einst in vorgeschichtlicher Zeit die Wasser eines gewaltigen Binnensees durch das Gebirge gebrochen, und durch welches jetzt der Elbstrom seine Wellen wälzt, dehnt sich ein schönes Land voll blühender gewerbthätiger Städte und industrioser Dörfer hin, das freundliche Schlesien. Diese schöne Provinz gehört seit nicht

sehr langer Zeit zum Königreiche Preußen. Ehe es in Folge langwieriger und blutiger Kriege mit dem genannten Staate gänzlich vereinigt ward, bildete Schlesien eine Provinz Oestreichs.

Es kann nicht in unserem Plane liegen, die verwickelten und mitunter zweifelhaften Ansprüche zu erörtern, durch welche der Kaiserstaat sein Besitzthum rechtfertigen, Preußen aber sein Anrecht auf den Besitz des Landes zu begründen suchte. Sie erloschen bald in dem Donner der Kanonen und dem Gewehrfeuer großer Truppenmassen, welche, was die scharfe Feder der Diplomaten nicht zu lösen vermochte, mit dem Schwerte zerhieben. In Folge des Friedens zu Breslau wurde Schlesien an Preußen abgetreten. Allein was mit Gewalt genommen wurde, ward darum von dem Ueberwundenen nicht vergessen. Oestreich wollte seine schöne Provinz wieder, und es entbrannte sofort ein zweiter schlesischer Krieg. Zum zweiten Male blieb Preußen Sieger und zum wiederholten Male mußte Schlesien von Oestreich abgetreten werden.

Es folgten nun eilf Friedensjahre, welche den König von Preußen im ruhigen Besitz des eroberten Landes ließen. Er wendete seine ganze Sorge auf die Verbesserung der Staatsverwaltung und die Beförderung des allgemeinen Wohlstandes, sowie auf die Organisation und Ausbildung seines Kriegsheeres, unterstützte die durch den Krieg Verarmten mit Getreide und Geld und hielt strenge Zucht unter den Beamten. Allein er wußte sehr wohl, daß

die mit Gewalt erworbene Provinz, so viel er auch für sie that, darum noch nicht sein festes und unbestrittenes Eigenthum sei. Darum vermehrte er sein Heer bis auf 160,000 Mann, legte zur Sicherung Schlesiens neue Festungen an, errichtete Magazine und bereitete alles vor, um im Falle eines Krieges gerüstet da zu stehen.

Friedrich war der Mann des Volkes; er besaß die Liebe seiner Unterthanen, genoß die Achtung der Welt und war im höchsten Grade populär. Aber die Mächte scheuten sein Genie, waren eifersüchtig auf sein Glück, neidisch über die Erwerbung eines so schönen und großen Landes und Oestreich konnte den Schmerz über den herben Verlust nicht verwinden.

Dem Volke gegenüber erhob Friedrich den Adel. In Schlesien war dieser Stand zahlreich, mächtig und begütert und der König von Preußen that viel, um den schlesischen Adel durch Beförderung seiner Interessen für sich zu gewinnen. Gelang ihm dieses, so opferte die Provinz ihre großen Kräfte im Falle eines Krieges für die Krone Preußen und die öffentliche Meinung, deren Gewicht Friedrich wohl zu würdigen wußte, erklärte sich für ihn. Allein die Unterthanentreue glimmte noch in vielen Herzen und mit dem Wechsel der Landesfarben erlosch das heilige Feuer der Liebe zum angestammten östreichischen Kaiserhause nicht in der Brust der Schlesier, so viel Neues, Gutes und Reizendes auch unter preußischer Herrschaft sich ihnen plötzlich darbot. Zwar wagte

es Niemand, sich offen gegen die neue Gewalt, die in Schlesien waltete, auszusprechen oder zu erheben; aber heimlich im Schooße der Familien fiel manches anregende und aufstachelnde Wort, und in Wien kannte man diese Stimmung, von Wien aus wurde diese Gluth heimlich genährt.

In der Nähe der Stadt Sch......z liegt ein schönes Schloß, von einem hübschen Dorfe umgeben. Der Besitzer desselben stammte, wie sein Name zu verrathen scheint, aus Polen oder Galizien, denn er hieß Walitzki. Er war ein wohlhabender Mann, hatte früher in der kaiserlichen Armee gedient, aber in Folge einer schweren Wunde, welche er in Ungarn erhalten, hatte er den Degen mit der Feder vertauscht und eine Stelle bei der Landesregierung in Schlesien bekleidet. Als Beamter war er seinem Souverän nicht minder treu und nützlich, denn als Soldat gewesen. Er hatte sich mit einer reichen adeligen Dame aus Wien verheirathet und war dadurch noch fester an Oestreich geknüpft. Seine Kinder wurden in Wien erzogen; sein Sohn sollte studiren und besuchte ein Wiener Gymnasium. Die Tochter kehrte nach ihrer Confirmation zu den Eltern zurück. Da drohten neue Kriege auszubrechen, Walitzki sah sich genöthigt, auch seinen Sohn aus Wien zu sich zu nehmen, weil der Verkehr mit Oestreich in Folge der politischen Wirren fast ganz aufgehört hatte. Walitzki gerieth auch bald in Conflikte mit den preußischen Oberbehörden. Er war ein schlichter gerader Mann und konnte sein Gefühle

über den ihn kränkenden Wechsel der Dinge nicht verbergen. In Folge einiger strengen gegen ihn verhängten Maßregeln legte er seine Stelle nieder und zog sich auf eines seiner Güter zurück, das wir oben näher bezeichnet haben. Von diesem Augenblicke an wurde er genau beobachtet.

Walitzki beklagte die Störung, welche dem Unterrichte seines einzigen Sohnes hindernd in den Weg getreten war und wollte denselben nach Breslau senden, damit er dort seine Studien fortsetzen könne. Allein die dortigen Verhältniße, die er vorher erforschte, sagten ihm so wenig zu, daß er sich endlich entschloß, aus Wien einen Hofmeister für seinen Sohn zu verschreiben. Dieser fand sich bald und nachdem Walitzki auf Erkundigungen bei den Wiener Freunden hin viel Vortheilhaftes über den jungen Mann erfahren hatte, sendete er ihm Reisegeld und kurze Zeit darauf traf der Hofmeister auf dem Gute ein.

Dieser junge Mann hieß Schölcher, hatte die Theologie und Philologie absolvirt, besaß ausgezeichnete Atteste, war erst vier und zwanzig Jahre alt, von einnehmendem Wesen, sanfter Gemüthsart, im Umgange liebenswürdig und bescheiden, ein echter gemüthlicher Oestreicher voll Frohsinn und doch voll Tiefe und Innigkeit des Gemüths. Walitzki war deshalb sehr erfreut; aber eine noch höhere Freude gewährte ihm die Erfahrung, daß Schölcher ein feuriger Patriot, ein dem Kaiserhause treu ergebener Unterthan war. Sobald sich der Baron davon

überzeugt hatte, schenkte er dem jungen Manne sein ganzes Zutrauen und behandelte ihn völlig als Glied seiner Familie.

Es konnten in der That nicht leicht vortheilhaftere Verhältniße für Schölcher eintreten, als die waren, welche er bei Walitzki fand. Der Freiherr war reich, gutmüthig, ein zärtlicher Gatte und Vater, der alles, was man den Seinen that, nicht nur anerkannte, sondern auch dankbar und freigebig belohnte. Zugleich hatte er als Patronatsherr mehrere einträgliche Pfarrstellen zu vergeben, welche meist mit sehr bejahrten Männern besetzt waren. Schölcher fühlte sich also in seinem neuen Verhältniße nicht nur wohl, sondern er hatte auch begründete Hoffnungen, einst durch die Fürsorge seines Gönners zu einer ruhigen und vortheilhaften Unterkunft zu gelangen.

Die Verhältnisse waren so vollkommen angenehm für beide Theile und besonders Walitzkis Kinder befanden sich wohl dabei, denn nichts befördert die gute Erziehung der Kinder mehr, als die herzliche Eintracht zwischen den Eltern und Lehrern, das dadurch erzeugte Zusammenwirken und das gemeinsame Einverständniß. Eduard Walitzki machte große Fortschritte bei seinem guten Lehrer, an dessen Unterricht in manchen Zweigen der Wissenschaft auch Rosalie, Eduards Schwester Antheil nahm, und so blüthen denn die guten Kinder unter Schölchers geistiger Pflege auf, wie zwei herrliche junge Bäumchen, die frisch grünen, täglich schönere Blüthen treiben und einst die reichsten Früchte versprechen.

Eduard war zwar erst eilf Jahre alt, während Rosalie, ein zartes Mädchen, das 13. Lebensjahr kaum erreicht hatte. Aber beide besaßen viel natürlichen Verstand und guten Willen, durch Fleiß und Eifer ihre Vernunft zu schärfen, ihre Kenntniße zu vermehren und deshalb hatten ihre Eltern und ihr Lehrer die herzlichste Freude an ihnen.

So standen die Verhältniße, als ein langer und strenger Winter vergangen war. Der vom Schnee durchnäßte Boden trocknete auf, die Veilchen dufteten in den Hecken und auf sonnigen Stellen zeigten sich die gelben und die weißen Blümchen. Walitzki hatte die Gewächshäuser lüften lassen, der Gärtner arbeitete mit den Knechten im Garten an Bäumen und Beeten und die Kinder sprangen unter Schölchers Aufsicht fröhlich umher, um der blauen Violen so viele, als sie könnten, zum süßduftenden Geschenke für die gute Mutter zu sammeln. Herr von Walitzki ging, sein Mittagspfeifchen schmauchend, dabei umher, sah den Arbeitern zu, griff wohl selbst einmal nach dem Brecheisen, um ein vergessenes Raupennest von einem Baume herabzureißen. Niemand ahnete etwas von einem Besuche, da die Wege noch sehr schlecht waren und in dem naheliegenden Sch......tz preußische Husaren lagen, mit denen der Freiherr eben so wenig Verkehr habeu mochte, als mit den dortigen Civilbeamten. Da wurde er durch einen Diener mit dem Bemerken ins Schloß gerufen, daß dort ein Rittmeister in voller Uniform eingetroffen sei und ihn sogleich zu

sprechen wünsche. Der Bediente fügte hinzu: es seien noch Zwei in Reitknechtsuniform im Bedientenzimmer abgestiegen; allein sie schienen verkleidete Unteroffiziere zu sein und benähmen sich gar patzig und derb gegen das Gesinde.

„Stellt ihnen zu essen und zu trinken vor und hütet Euch, viel mit ihnen zu schwätzen,“ befahl der Freiherr ärgerlich, und ging dann ins Schloß, um seinen Besucher zu empfangen.

Die Freifrau hatte dieses schon an seiner Stelle gethan. Als Walitzki erschien, fand er seinen Gast hinter einer Flasche Wein am Ehrenplatz des Tisches, seine Gattin ihm gegenüber, welche sich beim Eintreten ihres Gemahls mit der Entschuldigung entfernte, sie wäre durch häusliche Geschäfte sehr in Anspruch genommen und dabei einen ernsten bedeutsamen Blick auf ihren Gatten warf.

Der Offizier erhob sich beim Eintritte Walitzkis und entschuldigte sich mit der Manier eines gebildeten Mannes, daß er diesem durch seinen ungebetenen Besuch lästig falle. Zugleich setzte er hinzu, er wäre in Folge eines Garnisonswechsels nach Sch......tz gekommen nnd wünsche sehr mit dem in der Umgegend wohnenden Adel bekannt zu werden.

Herr von Walitzki antwortete auf die verbindlichste Weise und das Gespräch drehte sich anfangs um vielerlei gleichgiltige Gegenstände. Der Offizier erfuhr die Namen der nahe wohnenden Gutsbesitzer sowie deren nähere Verhältniße, erzählte sodann, daß er selbst in der Mark begütert sei und kam

endlich auch auf Walitzkis frühere Stellung in östreichischen Diensten zu sprechen.

Der Freiherr machte aus dieser Sache eben so wenig ein Geheimniß, als aus den Gründen, welche ihn bewogen hatten, seine Stelle als Beamter unter preußischer Oberherrschaft nieder zu legen. Der Rittmeister hörte ihm mit anscheinender Ruhe zu und entgegnete dann, daß der schlesische Adel wohl doch hinreichend Grund hätte, dem Könige von Preußen für die vielen Gnadenbeweise, welche er ihm im Verlaufe seiner kurzen Oberherrschaft über die Provinz gegeben, dankbar zu sein. Er verbreitete sich sodann weiter über die preußische Regierung, rühmte deren treffliche Maßregeln, hob das allerdings unzweifelhafte Gute hoch hervor, was nach dem Kriege für Schlesien geschehen sei und gab sich so als einen warmen Freund seines Königs zu erkennen. Walitzki war klug genug, hierauf wenig zu antworten und dem, was ihm nicht rühmenswerth schien, schweigend zuzuhören. So verfloß die Zeit und die Stunde des Mittagessens kam heran. Nach alter Sitte speiste man auf dem Gute mit dem Schlage zwölf Uhr und der eben anwesende Rittmeister ward zum Essen eingeladen. Er erhielt nun Gelegenheit, Walitzkis ganze Familie kennen zu lernen und insbesondere auch Schölcher, den er aber als eine untergeordnete Person keiner besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen schien.

Es war damals eine Zeit, in welcher die politischen Verhältniße Europas in solcher Verwirrung

lagen, daß nur ein Kampf sie regeln zu können schien und zwar ein Kampf, an dem sich alle Mächte betheiligen mußten. Das deutsche Reich war in Folge des westphälischen Friedens schon innerlich zerrissen und die Oberherrschaft des Kaisers war so gelockert, daß sie in manchen Ländern fast nicht mehr anerkannt ward. Zu diesen vom Reiche sich fast lossagenden Ländern gehörten hauptsächlich Preußen und das unter englischem Scepter stehende Hannover.

Kriegerische Regenten hatten Frankreich vergrößert und herrliche deutsche Landestheile, wie z. B. Lothringen und Elsaß, vom Reiche abgerissen. Frankreichs Politik verfolgte mit starrem Eifer den Plan, Oestreich zu schwächen und die Keime zu neuen schweren Kriegen sproßten allenthalben wieder empor. Die kleineren deutschen Staaten gehorchten dem Kaiser nicht unbedingt und konnten doch auch keine Souveränitätsrechte ausüben; sie waren also weder rechte Vasallen, noch unabhängige Staaten. Rußlands Macht stieg hoch empor durch das Genie großer Fürsten; die russische Politik warf ihre Blicke auf das von innerer Zwietracht zerrissene Polen und über dieses hinweg nach Deutschland, wo es ein gewichtiges Wort mitsprechen wollte. In solcher Lage war Mittel- und Nordeuropa. Da fühlte der Kaiser von Oestreich sein nahes Ende und errichtete mit allen europäischen Staaten einen Vertrag, die pragmatische Sanction genannt, vermöge welches diese sich verpflichteten, seiner Tochter, der nachherigen Kaiserin Maria Theresia, ihre Erb-

lande zu gewährleisten. Diesen Vertrag hatten alle ohne Ausnahme unterzeichnet; aber als der Kaiser starb und seine Tochter die Regierung antrat, erhoben sich gegen den Vertrag Stimmen und der Erste, welcher ihn für nichtig erklärte, war Friedrich II. von Preußen gewesen, der Maria Theresia Schlesien entriß.

Der Eindruck, den die beiden siegreich beendeten schlesischen Kriege hinterließen, war ein sehr verschiedener, ein anderer im Volke, ein anderer bei den Regierungen. Der Glanz des Kriegsruhms und des Waffenglücks blendete die Augen der Menge, die den König von Preußen bis an die Sterne erhob. Die Fürsten dagegen betrachteten diese neu sich erhebende Macht mit Mißtrauen und Neid. Das Gefühl der Unhaltbarkeit der politischen Zustände tauchte aber in Aller Herzen auf und rief die Furcht vor einem Kampfe wach, der den Welttheil in Flammen setzen mußte, wenn er entbrannte.

Das Gespräch lenkte an Walitzkis Tafel sehr bald auf diese Sache ein und der Rittmeister, welcher die letzten Kriege mitgemacht und sich in denselben durch seine Tapferkeit emporgeschwungen hatte, war dabei der eifrigste Vertheidiger seines Königs, der entschlossenste Verfechter der preußischen Politik. Walitzki enthielt sich auch hierüber der Bemerkungen und wenn er antwortete, so sprach er mit der Ueberlegtheit und Ruhe eines Mannes, der sich vollkommen beherrscht und jede Aeußerung mit weiser Vorsicht abwägt.

Weniger vorsichtig war der jugendliche Schölcher. Seinem Herzen that es weh, den Feind seiner Kaiserin so rühmen zu hören und je eifriger der Rittmeister Preußen auf Unkosten Oestreichs erhob, desto heftiger flammte in ihm die Vaterlandsliebe auf. Mühsam hielt er an sich und nur die gute Sitte verbot ihm, dem Offizier, der sich im Laufe des Gespräches bisher nie an ihn gewendet hatte, etwas Treffendes zu entgegnen. Nun aber kam das Gespräch auf Wien und der Rittmeister fragte, ob Walitzkis Kinder in dortigen Unterrichtsanstalten gewesen wären?

Der Baron bejahte und wunderte sich insgeheim, wie der Gast auf diese Frage käme? Allein der Rittmeister war im Zuge, verbreitete sich über die neue Organisation der Breslauer Anstalten und rühmte sodann die Ritter-Akademie für adelige Söhne zu Berlin, welche er dem Baron insbesondere für seinen Sohn anpries.

„Ich bin mit dem Unterrichte, den Herr Schölcher meinen Kindern ertheilt, so wohl zufrieden, daß ich jeden Gedanken, meinen Sohn vor dem Uebertritt auf eine Universität aus meinem Hause zu entlassen, aufgegeben habe;“ entgegnete der Baron.

Der Rittmeister sah den jungen Mann an und fragte ihn, woher er gebürtig sei?

„Ich bin ein Oestreicher,“ sagte Schölcher und der Ton seiner Stimme zitterte.

„Wie?“ rief der Offizier.

„Ich wurde zu Wien geboren und erzogen," sagte der junge Mann fester.

„Ei, ich wundere mich," sagte der Offizier zu Herrn von Walitzki, „daß Sie Privatunterricht unsern herrlichen Unterrichtsanstalten vorziehen."

„Warum?" sprach der Freiherr.

„Weil die Schule ihre eigenthümlichen Vorzüge vor dem einseitigen Privatunterrichte hat. Das ist gewiß anerkannt!" setzte er wie entschuldigend hinzu.

„Nicht in allen Stücken," entgegnete der Baron, „es kommt denn doch darauf an, wie der Privatunterricht beschaffen ist."

„Es verräth Mißtrauen in unsere Verhältniße," sagte der Offizier, „und die preußische Regierung legt gerade auf die Erziehung der Jugend großes Gewicht. Sie muß wünschen, daß die Söhne des Adels auf preußischen Anstalten gebildet, und daß ihnen der wohlthätige Einfluß treuergebener Männer, der geeignet ist, den Patriotismus für den König in den jungen Herzen zu erwecken, nicht vorenthalten werde."

Es folgte auf diese bedeutungsvolle Aeußerung ein tiefes Schweigen und Jeder gab sich seinen Gedanken hin. Der Rittmeister bemerkte aber, daß er eine Saite angeschlagen, welche nicht harmonisch wiedertönte und suchte einzulenken, indem er sich an den Hofmeister wendete.

„Sie scheinen, obwohl Sie Oestreicher sind, sich dennoch recht freundlich in unserm schönen Schlesien zu fühlen?"

„Ich bin Oestreicher, Herr Rittmeister und bin also in meiner Heimath“ entgegnete Schölcher.

„Das ist der rechte Gedanke, lieber Herr! sagte der Offizier lächelnd,“ man muß vergessen, lernen und sich rasch in das Unvermeidliche fügen.“

„O ja, gewiß, insbesondere, da die Hoffnung, daß einst dieses schöne Land seinem angestammten Herscher wieder zurückgegeben werde, weder in meinem Herzen noch in denen von Tausenden erloschen ist;“ sagte Schölcher.

„Wie?“ rief der Rittmeister betroffen.

„In der That, Herr Rittmeister, man betrachtet Schlesien in Wien noch als eine östreichische Provinz, die nur gewaltsam durch die Preußen occupirt ist.“

„Hierin möchte man nur übersehen, daß diese Provinz in Anbetracht der rechtmäßigen Ansprüche, welche die Krone Preußen darauf zu machen hatte, und welche durch zwei von den betheiligten Staaten feierlich errichtete Traktate garantirt sind, von Oestreich an Preußen abgetreten ward.“

„Werden mußte“, sagte Schölcher, bei dem der Patriotismus die Klugheit jetzt völlig überwog.

„Mußte — nun ja,“ sprach der Offizier mit einem Lächeln, unter dem er seine Gereiztheit zu verbergen suchte, „Recht muß Recht sein! Das Müssen, so unangenehm es für den ist, der dadurch zur Erfüllung seiner Verpflichtungen genöthigt wird, macht ja eben das Recht.“

„O, nein, geehrter Herr, was Gewalt thut, ist noch immer das allgemein anerkannte, auf alle Gründe der Vernunft und Billigkeit gebaute Recht nicht. Preußen hat das Schwert, wie einst Brennus, in die Wagschale gelegt und so das Recht erdrückt.“

„Mein Herr, ich bin Soldat und es wird mir schwer, gegen einen Gelehrten, wie Sie, zu streiten. Doch sei Ihnen gesagt, daß die Traktate schon vor den zwei schlesischen Kriegen bestanden, auf welche sich Se. Majestät der König beriefen, um Ihre Provinz zu erhalten.“

„Wenn diese Traktate Gültigkeit gehabt, warum betheiligte sich dann der König von Preußen an der pragmatischen Sanktion? Warum erhob er nicht seine Ansprüche gegen den höchstseeligen Vater unserer glorreichen Kaiserin? O Herr Rittmeister, auch vor diesen Traktaten bestand schon Recht, ein Recht, das von Ihrem König — ich kann nicht unterlassen, um Verzeihung zu bitten, daß ich so kühn spreche — mit Füßen getreten wurde.“

„Der König, mein Herr, ist der wärmste Freund des Rechtes und hat, wie Ihnen bekannt sein muß, sich nur unter gewissen Vorbehalten an der pragmatischen Sanktion betheiligt. Da nun von Oestreichs Seite die Bedingungen, welche Preußen stellte, nicht erfüllt wurden, so war gewiß der König völlig in seinem Rechte, dem Vertrag keine weitere Gültigkeit zuzuerkennen.“

„Ich weiß diese Verhältniße, aber ich werde Ihnen auch hierauf Antwort geben können. Die

fraglichen Bedingungen sind als widerrechtlich erhobene Bedenken von Oestreich längst für ungiltig erklärt worden und da Preußen auf die bezüglich dieser Bedenken von Oestreich an das Berliner Kabinet erlassene Note nicht antwortete, so gab es damit stillschweigend zu erkennen, daß es das Gewicht der ihm dargelegten Gründe einsehe, und es unterzeichnete die pragmatische Sanction ohne Vorbehalt. Hiernach ist es klar, daß die um Schlesien geführten Kriege Gewaltthaten waren, und daß die Abtretung Schlesiens an Preußen nur eine erzwungene sein kann."

„Lassen Sie uns diese Dinge nicht weiter berühren," sagte Herr von Walitzki, als er bemerkte, daß das Gesicht des Offiziers sich röthete, und daß dieser im̄ Begriffe sei, das Gespräch mit einer scharfen Bemerkung zu beendigen. „Wir sind Unterthanen und uns ziemt es, dem Herrscher zu gehorchen. Gott lenkt die Schlachten und da der Sieg auf preußische Seite fiel, so ist es ohne Zweifel Gottes Wille, den König von Preußen als unsern Monarchen zu ehren und ihm mit derselben Liebe und Treue als unserm Landesvater anzuhängen, wie wir früher unsere Landesmutter Maria Theresia ehrten. Ein Hoch dem König!"

Damit ergriff er das vor ihm stehende Weinglas und stieß mit dem Rittmeister an, bemerkte aber mit Mißvergnügen und Verwunderung, daß Schölcher sein Glas nicht berührte. Er hoffte noch immer, der Offizier möchte diese Kühnheit übersehen

oder doch wenigstens das Gastrecht in so weit ehren, daß er keine weitere Anspielung auf diesen Trotz machte. Allein der kleine Rest von Geduld, den der Rittmeister besitzen mochte, war erschöpft und er wendete sich barsch an Schölcher:

„Sie essen das Brod eines preußischen Unterthanen. Warum versagen Sie Dem, der hier herrscht und unter Dessen Schutz Sie stehen, die Ihm gebührende Ehre?"

„Ich bin kein Preuße, Herr Rittmeister," sagte Schölcher erschrocken.

„Die Fürsten müssen von Jedermann geehrt werden. Seien Sie Preuße oder nicht, Sie müssen auf das Wohl des Königs trinken; ich befehle es Ihnen!" sprach der Rittmeister barsch.

Schölcher blickte unschlüssig und erbleichend auf Walitzki, doch dieser winkte ihm ängstlich, den Willen des Offiziers zu thun. Der Hofmeister erfüllte also, was von ihm verlangt wurde, mechanisch und der Rittmeister schien dadurch wieder beruhigt. Allein die Heiterkeit der Mittagstafel war durch diese Scene gestört, so sehr auch der Offizier durch Artigkeit gegen den Gutsherrn und die Seinen seine vorige Heftigkeit gut zu machen suchte. Er unterhielt sich noch mit seinen Gastfreunden, als plötzlich ein dumpfes Toben vom Hofe herauf drang.

„Was gibts?" rief der Freiherr ärgerlich dem Kammerdiener zu, der mit ängstlicher Hast ins Speisezimmer hereineilte:

„Gnädiger Herr, der Kutscher und der Reit-

knecht sind den Bedienten des Herrn Rittmeisters in die Haare gerathen und sie prügeln sich unten im Bedientenzimmer."

Der Baron und der Rittmeister eilten hinab und machten durch ihr Erscheinen der Rauferei schnell ein Ende.

„Was gibts, Wanschka?" sagte der Baron höchlich erzürnt zu seinem Kutscher, einem riesigen Böhmen, der den Reitknecht des Rittmeisters braun und blau geprügelt hatte.

„Gnädiger Herr, dieser Hallunk hat mich einen östreichischen Spitzbuben geschimpft!" stotterte der Kutscher, und kratzte sich hinter den Ohren.

„Und du, Schlingel? was hast denn du mit des Herrn Rittmeisters Bedienten angefangen?" fuhr der Baron seinen Reitknecht, einen neunzehnjährigen Burschen, an.

„Halten zu Gnaden, Herr Baron, er wollte über den Kutscher her; da warf ich mich ihm entgegen," sagte der Bursche und biß die Zähne zusammen.

„Ich will Euch fuchteln lassen, daß Ihr Manier lernt, Ihr Sch...e" fluchte der Rittmeister.

Die beiden als Bedienten verkleideten Bursche standen kerzengerade und schwiegen. Sie verriethen dadurch, daß sie nicht das waren, was sie scheinen sollten, und daß sie ihr Unrecht fühlten.

„Was ist vorgefallen?" sprach der Rittmeister streng.

„Wir rederen mit den Bedienten vom Kriege.

Da sagten sie, die Preußen hätten Schlesien der Kaiserin gestohlen; — ja, das sagten sie, Herr Rittmeister."

„Nun und was dann? fragte dieser weiter.

„Ich nannte sie östreichische Spitzbuben, halten zu Gnaden!" erwiederte der Eine.

Die beiden adeligen Herren sahen einander an und schwiegen lange, indem sie mühsam das Lachen bekämpften. Endlich sprach der Rittmeister „Sattelt die Pferde und rührt Euch nicht weiter!" kehrte dann mit dem Baron in den Speisesaal zurück und nahm unter Entschuldigungen Abschied. Er maß noch Schölchern mit aufmerksamem Blick, grüßte ihn dann scheinbar ohne Groll und war nach kurzer Zeit auf dem Heimwege.

„Was haben Sie gethan, Schölcher?" sagte Herr von Walitzki zu dem Hofmeister warnend. Schölcher schwieg einige Zeit und bat dann um Entschuldigung für die durch ihn verursachte Störung.

„Wir kennen diesen Mann nicht, lieber Schölcher, aber es muß Sie dieser Vorfall zur Vorsicht mahnen. Hüten Sie sich! solche Dinge führen oft schlimme Folgen nach sich."

Hiemit endete das Gespräch und Schölcher begab sich nachdenklich auf sein Zimmer, um den Kindern die Unterrichtsstunden zu ertheilen.

Der Frühlingsabend. Die Arrestation und der Menschenraub.

Wochen vergingen nach diesen an sich unbedeutenden Vorfällen und sie würden gewiß im Laufe der Zeit und im Getriebe der politischen Begebenheiten vergessen worden sein, wenn man nicht auf dem Schlosse von Tag zu Tage den wiederholten Besuch des Rittmeisters erwartet hätte. Er hatte sich artig benommen und mit derselben Ungeduld, wie alle Landbewohner sich nach Visiten aus der Stadt sehnen, warteten auch Walitzki und die Seinen auf den Offizier. Man war sich bewußt, daß er ärgerlich geschieden war und obgleich der Gutsherr ihm nicht die mindeste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte, so sehnte er sich doch herzlich darnach, die unangenehmen Eindrücke, welche die vorhin geschilderten Vorfälle auf seinen Gast gemacht hatten, durch alle Höflichkeit und Gastfreundschaft, die ihm möglich war, wieder gut zu machen.

Auch Schölcher hatte über sein Benehmen gegen den Offizier später sehr ernst nachgedacht. Dem gesunden Sinne und angebornen Takte des verständigen jungen Mannes konnte es nicht entgehen, daß er in Gegenwart eines tapfern, seinem Könige treuergebenen Offiziers keine so bedenklichen Anspielungen machen, keine solchen, wenn auch wahren, aber schweren Beschuldigungen aussprechen durfte. Er fühlte, daß er den Rittmeister in peinliche Ver-

legenheit gesetzt und in einen gefährlichen Zwiespalt mit seinen Pflichten als Soldat und den Rücksichten gegen seine Gastfreunde gebracht hatte. Der Offizier konnte nicht anders handeln, als er gethan und er war in der That über die Grenze dessen, was ihm in Folge des Trotzes und der Geringschätzung, die Schölcher gegen den König von Preußen an den Tag gelegt, zu thun oblag, nicht um ein Haar breit hinaus gegangen. Auch Schölcher wartete also sehnsüchtig auf den Rittmeister.

Allein der Offizier ließ sich nicht mehr sehen. — Frau von Walitzki war inzwischen mit den Kindern nach Sch......tz gefahren, um dort Einkäufe zu machen. Sie brachte die Nachricht mit, daß die dort in Garnison liegenden Reiter Befehl zum Abmarsch erhalten hätten und Schlesien verlassen würden. Auch versicherte sie einstimmig mit den Kindern, daß sie den Rittmeister in Begleitung mehrerer Offiziere gesehen hätte. Aber er habe bei ihrem Anblick rasch zur Seite geblickt, als sei ihm das Begegnen mit der Familie unangenehm.

Alles dieses machte Walitzki unzufrieden und er beschloß sofort, am folgenden Morgen nach der Stadt zu reiten, den Rittmeister aufzusuchen und ihm einen Gegenbesuch abzustatten.

Allein ein unerwartetes Ereigniß änderte seinen Entschluß. Um diesen Vorfall kennen zu lernen, müssen unsere Leser Schölchern und die beiden Kinder ins Freie begleiten.

Die Gegend, wo Lindenthal, das Gut des Herrn

von Walitzki liegt, ist gebirgig. Es ist die Sohle des malerischen Riesengebirges, welches hier, rauher als auf der böhmischen Seite, mit schönen Wäldern besetzt ist. Zahlreiche Quellen bilden Bäche, die durch grüne Auen dem Strome zufließen und das Land reich bewässern. Daher kommt es denn, daß hier in diesen wohlbefeuchteten Fluren besonders der Flachs so trefflich geräth, welcher die Industrie des Landes nährt und eine Quelle des Verdienstes für zahlreiche Menschen wird. Der Ruhm der schlesischen Leinwand stammt hauptsächlich aus dieser Gegend.

Das Land ist durch die schönen Gebirge, durch die frische und reichliche Bewässerung, durch den Schmuck der reichen Felder und durch die zahlreichen Dörfer, Schlösser, Flecken und Städte sehr malerisch und ist noch heute eine der herrlichsten preußischen Provinzen.

Schölcher hatte nach den Unterrichtsstunden mit seinen Pfleglingen das Schloß verlassen, um sich noch vor dem Ende des Tages nach einem naheliegenden Hügel zu begeben, und von dessen Spitze die Sonne untergehen zu sehen. Unter mancherlei belehrenden Gesprächen kamen die Drei dorthin und nahmen auf einer auf dem Gipfel errichteten Moosbank Platz.

Die Aussicht von hier über das wellenförmige Land bis hinüber in die große reiche Oderebene war entzückend schön. Dazu begünstigte die Mutter Natur den Anblick durch einen klaren tiefblauen Frühlingshimmel.

„Ach, Herr Schölcher," rief Rosalie, „welch' ein schöner Abend!"

„Ja, der Tag schließt köstlich, liebe Kinder. Seht, ich habe da einen Gedanken. Dieser herrliche Abend erinnert mich an das Alter eines redlichen frommen Menschen. Klar liegt sein Leben hinter ihm und der Rückblick auf die Vergangenheit erfüllt sein Herz mit süßer Ruhe. Er sieht was er gethan, er fühlt, daß ihm sein Gewissen nichts vorwirft, und wenn er irrte, menschlich fehlte, so beruhigt ihn der Gedanke an den allbarmherzigen Vater im Himmel, der dem reuigen Sünder gerne vergibt und liebend ihn in die Arme schließt."

„Wie die Lerchen singen!" sagte Eduard.

„Sie preisen ihren Schöpfer und beschämen dadurch gar manchen Menschen, der an so was nicht denkt. Seht Kinder, jene Wölkchen, die dort am Abendhimmel schweben. Sie sind dunkel, aber ihr Rand strahlt wie lauteres Gold."

„Ach, wie schön! es wird immer schöner!" riefen beide Kinder.

„Und der Himmel, wie ist er gefärbt. Vom tiefsten Blau bis zum hellsten feurigsten Gelb. O, Natur, wie bist du doch so schön! Und wie gut muß nicht Der sein, Der dich zur Freude des Menschen so gar lieblich gemacht!"

„Jetzt läutet man unten im Dörflein;" sagte Rosalie und faltete die Hände zum Gebet. Auch Schölcher und Eduard nahmen die Hüte ab und flüsterten ihre Abendgebete. Die weite Natur ward

zu einem erhabenen Tempel und hinauf in den Himmel drangen die Herzensergüsse der frommen Menschen.

Die Sonne näherte sich inzwischen dem Horizonte. Der glühende Ball tauchte in die Dünste, welche auf dem Rande des Firmamentes lagen und sein Glanz erlosch; dunkel, wie Blut, sank das Tagesgestirn hinab ins Reich der Nacht.

„Was war das?“ sagte Rosalie; „wie plötzlich erstarb der Glanz der Sonne, und welche düstere Farbe nahm sie an?“

„Das ist eine Folge der Dünste, die aus den Niederungen aufsteigen“ sagte Schölcher, „wir werden Regen bekommen. Laßt uns nun gehen, damit wir noch vor finsterer Nacht im Schlosse eintreffen.“

Der Weg wurde bergabwärts rascher zurückgelegt. Am Fuße des Hügels erreichte man einige Männer, welche von der Feldarbeit heimwärts gingen. Man kam durch ein Dorf und mußte, ehe man die Grenze der Besitzungen Walitzkis erreichte, durch ein Erlenwäldchen gehen und über eine kleine Brücke, die einen wasserreichen Bach übersetzte. Hier ward es sehr dunkel und Schölcher bemerkte jenseits der Brücke mehrere Reiter. Da es in der Gegend vollkommen sicher war, so setzte er mit den Kindern furchtlos seinen Weg fort. Inzwischen kamen die Reiter näher und einer derselben bemerkte unsere drei Freunde kaum, so rief er den andern einige Worte zu. Der ganze Trupp setzte sich nun

P. 27.



„Halt! wer da? Seid Jhr der Oestreicher vom Schlosse?"

in Bewegung und hielt nach Verfluß einer Minute vor Schölcher, hinter dem sich erschrocken die Kinder bargen.

„Halt! wer da?“ rief der Anführer, indem er Schölchers Züge zu sehen suchte und sich zu diesem Ende vom Pferde herabneigte. Schölcher sah ein bärtiges Gesicht, aber da die Leute ihre Mäntel umgehängt hatten, so wußte er nicht, ob und was für Soldaten er vor sich hätte. Doch besann er sich schnell und rief: „Gut Freund!“

„Wer seid Ihr?“ sprach der Mann, indem er Schölchern beim Arme ergriff.

„Ich bin ein friedlicher Mann, der im Schlosse Lindenthal bei Herrn von Walitzki als Hofmeister lebt;“ sagte Schölcher und bemühte sich vergebens, seinen Arm frei zu machen.

„Seid Ihr der Oestreicher vom Schlosse?“ rief der Soldat und faßte fester. Er erhielt keine Antwort. Schölcher strengte sich an, um sich zu befreien. Die Kinder erhoben ein Geschrei und flohen, da die übrigen Soldaten Schölcher umringten.

„Zieht und haut ihn zusammen, wenn er durchgehen will!“ befahl der Soldat und faßte Schölchern noch fester. Dieser warf einen Blick auf die andern und das scharfe Klirren und das Blitzen von fünf Säbeln zeigte ihm die Gefahr, in welcher er sich befand.

„Wollt Ihr mir sagen, ob Ihr der Oestreicher vom Schlosse seid, oder nicht?“ rief der Soldat erbost und schwang eine schwere Reitpeitsche.

„Ich bin ein Oestreicher, ja doch!“ sagte Schölcher. „Was wollt Ihr von mir? ich habe nichts verbrochen!“

„Ihr müßt mit!“ rief der Soldat und suchte Schölchern noch fester zu fassen. Dieser aber machte im Augenblick eine gewaltige Anstrengung und es gelang ihm, sich loszureißen.

„Ich werde Beschwerde gegen diese abscheuliche Gewaltthätigkeit erheben,“ sagte Schölcher. „Wer gibt Euch das Recht, einen friedlichen Spaziergänger zu packen, zu mißhandeln und zu bedrohen?“

„Halt Er sein Maul und steig Er auf dieses Pferd. Wir haben Befehl, Ihn nach Friedberg zu liefern,“ rief der Soldat, in dessen Hand Schölcher jetzt eine Pistole blitzen sah.

„Ich werde nicht aufsitzen!“ sagte Schölcher bestimmt; „kommt mit zu Herrn von Walitzki, der wird für mich gut stehen und ich bin da täglich zu finden.“

„Räsonir Er nicht und steig Er gutwillig auf, oder ich lasse Ihn zwingen, und wenns dabei was absetzt, so klag Er nicht drüber,“ sprach der Soldat und brachte die Pistole in bedrohliche Richtung.

Inzwischen waren zwei von den Reitern abgesessen und näherten sich Schölchern. Dieser sah nun ein, daß jeder Widerstand hier unnütz sei, und daß er sich durch fernere Weigerung nur persönlichen Mißhandlungen aussetzen würde. Er sah nach seinen Kindern, aber er erblickte sie nicht mehr. Mit gebrochenem Muth und angsterfülltem Herzen be-

stieg er das Roß, die Soldaten nahmen ihn in die Mitte, der Unteroffizier kommandirte: „Rechts um, Marsch, Trapp!“ und die Pferde setzten sich in raschen Lauf. Bald darauf war der Trupp in der Dunkelheit verschwunden.

Der preußische Gesandte und der sächsische Kabinetskanzellist Menzel.

Unsere Erzählung verläßt hier den schlesischen Boden, um an die lieblichen Ufer der Elbe zu springen, an denen die schon damals prachtvolle Residenz Dresden liegt. Wir überlassen also Herrn von Walitzki seiner Bestürzung, in die er durch Schölchers Gefangennehmung versetzt wurde, seine guten Kinder ihrem Kummer, in den sie der plötzliche Verlust ihres liebevollen Lehrers versetzte. Sie erreichten das Schloß ihres Vaters athemlos und erzählten kaum ihrem Vater, was vorgefallen; so warf sich dieser auf ein Pferd, um den Husaren nachzujagen. Er traf noch die Männer, welche von der Feldarbeit heimkehrend, den Vorfall mit angesehen. Sie bezeichneten ihm die Richtung, welche die Soldaten genommen. Allein der Weg spaltete sich hier in mehrere Straßen und Herr von Walitzki mußte eine falsche Richtung eingeschlagen haben, da er nach einem forçirten Ritte von fast einer Stunde Niemanden einholte. Er kehrte also nach seinem Schlosse bestürzter und rathloser zurück, als er das-

selbe verlassen hatte. Seine Bemühungen, Schölchers Aufenthalt später zu entdecken, blieben eben so fruchtlos. Aber Walitzki vergaß den jungen Mann nicht. Er hielt es für seine Pflicht, ihn zu erforschen und aus den Händen derer, die ihn gewaltsam aufgehoben uud fortgeführt hatten, zu befreien, und er wirkte in diesem Sinne eifrig und unerschrocken fort, wiewohl lange ohne Hoffnung auf Erfolg.

Das Bemühen, Geheimniße zu ergründen, wurde damals auch vom preußischen Hofe mit größter Thätigkeit geübt. Der König von Preußen besaß zwar Schlesien; aber die Kaiserin Maria Theresia hatte die Hoffnung auf die einstige Wiedereroberung dieser schönen Provinz keineswegs aufgegeben. Sie hatte in der Zeit des eilfjährigen Friedens fortdauernd ihre Kriegsmacht verstärkt. Da aber die Erfahrung sie belehrt hatte, daß sie allein dem König von Preußen nicht gewachsen sei, so ging ihr Bestreben dahin, sich Bundesgenossen zu erwerben. Vor allem wendete sich in dieser Absicht an die Kaiserin Elisabetha von Rußland. Diese entschlossene Monarchin war dem König von Preußen persönlich sehr abgeneigt. Man hatte ihr geschäftig, und wohl aus bösen Gründen, verschiedene Aeusserungen hinterbracht, die der König von Preußen gethan hatte, oder ausgesprochen haben sollte. Was in diesen Aeußerungen nicht verletzend war, wurde so entstellt, daß es verletzen mußte, und was wirklich beißend gesagt war, suchte man durch boshafte

Uebertreibung und Entstellung so kränkend als möglich zu machen. Die Kaiserin war eine Frau und fühlte sich beleidigt; sie war eine mächtige Fürstin und entschlossen, Witzeleien, die sich ein Monarch über ihre Person erlaubte oder erlaubt haben sollte, bei erster Gelegenheit durch offenbare Feindseligkeiten zu ahnden. Sie schloß deshalb ein Schutz- und Trutzbündniß mit der östreichischen Kaiserin und versprach ihr im Falle eines Krieges mit Preußen eine Armee und Subsidiengelder zu senden.

Maria Theresia wendete sich auch an den Dresdener Hof. Der König von Sachsen war zugleich auch Monarch von Polen und somit ein nicht verächtlicher Bundesgenosse. Er war über den wachsenden Glanz des Hauses Brandenburg und über die im vorigen Kriege erlittenen Demüthigungen noch heftig erbittert. Sohin war es nicht schwer, ihn in das geheime Bündniß zu ziehen. Sachsen schloß sich an Oestreich an und machte auf Glück und Unglück hin mit diesem gemeinschaftliche Sache.

Nun handelte es sich vor allem darum, Frankreich zu gewinnen. Aber das war schwer, denn Frankreich war Oestreichs alter, gefährlichster und beharrlichster Gegner und die französische Politik verfolgte mit starrer Consequenz den Grundsatz, Oestreichs Macht bei jeder Gelegenheit zu schwächen.

Der Minister des Auswärtigen, Graf Caunitz, trat mit dem französischen Cabinet in Unterhandlungen, um einige obschwebende Differenzen zu beseitigen. Als dieses gelungen war, versuchte er es,

das Cabinet von Versailles günstig für Oestreich zu stimmen. Auch dieses gelang scheinbar. Aber als er offener mit seiner Absicht, zu einer Allianz die Hände zu bieten, hervortrat, fand er plötzlich die entschiedenste Abneigung bei den Ministern und beim Hofe, eine Abneigung, welche selbst die französische Feinheit und Artigkeit nicht zu verdecken vermochte. Hier schienen also alle Bemühungen des gewiegten Diplomaten zu scheitern. Aber da schloß Georg II., König von England und hannoveranischer Landesherr, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen am 16. Januar 1756 zu Westminster ab, kraft dessen beide Mächte zur Beschützung ihrer Besitzungen sich vereinigten. Frankreich war aber damals mit England über die nordamerikanischen Colonien in Krieg verwickelt und Georg II. fürchtete einen Einfall der Franzosen in sein Stammland Hannover. Da dieses Bündniß nun bekannt wurde, so sahen es die Franzosen als eine von Preußen gegen sie gerichtete feindselige Demonstration an, und plötzlich wurde die Stimmung gegen Oestreich, welches man bisher mit Eifersucht betrachtet hatte, eine freundlichere.

Allein das Cabinet konnte nichts thun ohne Einwilligung des Königs. Es regierte damals in Frankreich der König Ludwig XV., ein Monarch, der für die Noth seiner Unterthanen kein Herz hatte, der den abscheulichsten Lüsten ergeben war, und von einem sittenlosen Weibe, der Marquise von Pompadour, vollkommen beherrscht wurde. Diese leiden-

schaftliche, stolze, herrschsüchtige, eitle und boshafte Frau hatte den König so völlig in ihrer Gewalt daß keine Stelle ohne sie vergeben wurde, daß nichts Wichtiges im Lande ohne ihre Einwilligung geschah, ja daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes durch den ihr blind ergebenen schwachen Monarchen herrschte. Dabei war sie verschwenderisch im furchtbarsten Grade und richtete das Land allmählich zu Grunde, indem sie die Millionen, welche zum Bedürfniß der Regierung, zur Deckung ungeheuerer Schulden oder sonst zum Nutzen des Landes verwendet werden sollten, ihrer nöthigen Verwendung entriß und auf die unsinnigste Art verschleuderte.

Der östreichische Minister wendete sich an diese Frau, um sie günstig für seine Plane zu stimmen. Allein vergebens bot er alle Künste der Ueberredung, der Schmeichelei auf; die Marquise blieb unerbittlich. Selbst das Interesse des Landes, dem der König von Preußen schnurstracks entgegengetreten war, konnte keine Aenderung ihres Sinnes bewirken. Ein Mittel nur war noch übrig; allein der Minister wagte es fast nicht, seiner Monarchin, deren edlen, reinen und erhabenen Sinn er kannte, davon zu sprechen. Die Marquise von Pompadour war ein eitles Weib und ihre Frechheit ging so weit, daß sie auf einen Brief von der östreichischen Kaiserin hoffte. Davon machte sie in dieser Sache ihre allerdings mächtige Mitwirkung abhängig. Allein Niemand wagte es, der Maria Theresia kannte,

ihr die frechen Wünsche der Favoritin des Königs von Frankreich zu hinterbringen.

Die Klagen aus Schlesien häuften sich inzwischen und das Gelingen des Planes, diese reiche Provinz wieder zu erobern, schien hauptsächlich von Frankreichs Mitwirkung abzuhängen. Da stellte Kaunitz seiner Souveränin vor, daß es sich darum handle, die Marquise durch ein eigenhändiges Schreiben zu gewinnen. Allein die Kaiserin weigerte sich entschlossen. Der Minister ließ aber von nun an nicht mehr ab, alles aufzubieten, um die Bedenklichkeiten seiner Monarchin zu überwinden, bis diese nach langem Widerstreben sich endlich entschloß, der Marquise zu schreiben. Kaum war der Brief in Paris angelangt, so änderten sich plötzlich die Verhältnisse zu Gunsten Oestreichs. Das früher beharrlich abgelehnte Freundschaftsbündniß kam nun zu Stande und die Verträge wurden zu Versailles am 1. Mai 1756 unterzeichnet. Oestreich und Frankreich leisteten einander Gewähr für ihre europäischen Staaten und versprachen sich im Falle eines Angriffs ein Heer von 24000 Mann Bundestruppen zu senden.

So war nun Maria Theresia des Beistandes mächtiger Freunde sicher. Jetzt rüstete sie sich zum Kriege.

Einem so scharfsinnigen, weisen und thätigen Monarchen, wie dem Könige von Preußen, konnte es aber nicht entgehen, daß etwas Gefährliches gegen ihn im Schilde war und er erließ die gemessensten Instruktionen an seine Gesandten, in welcher ihnen die

allergrößte Wachsamkeit und Aufmerksamkeit anempfohlen wurde. Aber dennoch gelang es dem Könige lange nicht, den Schleier zu durchdringen, der über diesem Bündnisse lag.

Die Rüstungen in Oestreich gaben ihm endlich gegründete Veranlassung zur größten Vorsicht. Er befahl seinem Heere, die Waffen zu ergreifen und stellte zugleich an das Wiener Cabinet die Anfrage, wem die umfassenden Vorbereitungen zum Kriege gälten? Die Antwort, welche der Graf von Kaunitz seiner Monarchin in den Mund legte, lautete zweideutig. „Ein gefährlicher Aufstand, der in der Ukraine ausgebrochen und die kritischen Verhältnisse, die gegenwärtig in Europa walteten, forderten Oestreichs Wachsamkeit. Die Vorsicht gebiete, zu rüsten, um auf alle Fälle gefaßt zu sein.“

Diese vorsätzlich dunkle und zweideutige Antwort verrieth dem Könige die schlimmen Absichten des Wiener Hofes deutlich. In der That war dem Bündniß zwischen Oestreich, Rußland, Frankreich und Sachsen-Polen ein Plan zur Demüthigung Preußens auf dem Fuße gefolgt. Man wollte den König von Preußen zu einer Feindseligkeit reizen, damit die Kaiserin-Königin als die Angegriffene erschiene, ihn dann nach Böhmen locken, bei welcher Gelegenheit sich Sachsen neutral stellen und ihm den Durchgang nach Böhmen erlauben sollte: hierauf wollte Sachsen den Krieg erklären, Friedrich in den Rücken fallen

und so sollte der Krieg auf einen Schlag beendet werden.

So standen die Verhältnisse. Von allen Seiten liefen drohende Berichte in Berlin ein, aber die Gewißheit fehlte, wer den ersten Schlag gegen Preußen führen und wo er geführt werden sollte?

Der preußische Gesandte in Dresden, Freiherr von Malzahn, war einer der eifrigsten und scharfsinnigsten. Ihm blieb es nicht verborgen, daß in Dresden der Knoten geschürzt worden sei, von dessen Lösung das Heil seines Monarchen und seines ruhmgekrönten bedrohten Vaterlandes abhänge. Entschlossen, seine Pflicht zu erfüllen, bot er alles auf, um Licht in diese Dunkelheit zu bringen und zu diesem Zwecke scheute er nicht, Schritte zu thun, welche, wenn sie entdeckt wurden, ihn in die größte Gefahr brachten, die aber auch im Falle des Gelingens zum Ziele führen mußten. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die niedern Bedienten des sächsischen Kabinets, deren Genußsucht damals in Dresden Veranlassung zu allerlei Klatschereien und Aergernissen gegeben hatte. Ein geheimer Sekretär und Kanzellist, Menzel, hatte sich vor andern durch eine bei seinen Mitteln unbegreifliche Verschwendung ausgezeichnet. Der Gesandte verschmähte es nicht, verkleidet diesen Menschen aufzusuchen, und es gelang ihm, da er sich für einen Sekretär ausgab, Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen und sein Vertrauen in dem Maße zu erlangen, daß Menzel ihn um ein bedeutendes Darlehen bat. Der Ge=

sandte bewilligte es ihm und Menzel besuchte ihn von nun an täglich in einem Logis, welches Malzahn in der Vorstadt gemiethet. Der leichtfertige junge Mann gestand nun seinem neuen Freunde, daß er sich in einer großen Gefahr befinde, indem er eine Kasse angegriffen habe. Auch dieses Mal trat der vermeintliche Sekretär als hilfreicher Freund auf, streckte ihm die Summen vor, welche zur Deckung seines Defizits nöthig waren und brachte so Menzeln völlig in seine Gewalt. Eine so aufopfernde Freundschaft glaubte Menzel durch rückhaltslose Offenheit vergelten zu müssen und es wurde nun dem Gesandten nicht schwer, Nachricht von allen gegen den König von Preußen geschmiedeten Planen zu erhalten. Am nächsten Abend war schon alles in Berlin bekannt, indem Malzahn einen Brief vermittelst eines reitenden Boten mit äußerster Schnelligkeit nach Berlin beförderte. Er erhielt dagegen von des Königs eigener Hand folgendes Schreiben:

„Mein lieber Malzahn. Aus Seinem Briefe ersehe ich, daß Er mir auch schriftliche Beweise von dem geheimen Concert verschaffen kann. Er hat den Auftrag, mir diese binnen drei Tagen zu liefern. Spare er keinen Fleiß und keine Mittel.“

Sein wohlaffektionirter König Friedrich.

An dieses hatte der Freiherr schon gedacht, allein er konnte die Abschriften der Aktenstücke nicht erhalten, ohne dabei aus seinem angenommenen Inkognito herauszutreten und es war nun die Frage: ob Menzel bei dieser Entdeckung nicht erschrecken

und alles verrathen würde? Zu diesem Ende erwartete der Baron den Kanzellisten in dem Privatlogis, woselbst er bisher mit ihm verkehrt hatte und beredete ihn dann, ihn zu einem Freunde auf Besuch zu begleiten. Es war Nacht; der Gesandte und Menzel wanderten Arm in Arm durch die Strassen und näherten sich so dem Hotel, welches der preußische Gesandte bewohnte.

„Wohin führst du mich?" fragte Menzel erstaunt, als der Gesandte am Thore pochte, um den Portier zu rufen. „Zu einem Freunde, den du kennen lernen mußt", lautete die Antwort.

Die Pforte schloß sich hinter den Wanderern und Menzel sah sich bald darauf in einem prachtvoll dekorirten Zimmer. Der Gesandte ging, um den vorgeblichen Freund zu rufen und erschien bald darauf in seiner mit prächtigen Stickereien bedeckten Amtskleidung. Menzel erkannte ihn nun, erbleichte und hielt sich für verloren.

Der Gesandte gestand ihm nun offen, weshalb er seine Bekanntschaft gesucht, versprach ihm die größte Verschwiegenheit und forderte ihn auf, ihm die Abschriften von sämmtlichen auf das gegen den König von Preußen gerichtete Bündniß vorhandenen Dokumenten zu liefern, wogegen er ihm eine sehr bedeutende Summe als Belohnung zusicherte.

Der junge Mann war rathlos und seine Verzweiflung drückte sich so deutlich in seinen Zügen aus, daß der Gesandte das Schlimmste fürchtete. Aber als ihm der Gesandte vorstellte, daß er be-

reits alles wisse, daß er ihm die versprochene Summe auszahlen lassen werde und daß Niemand etwas davon erfahren könnte, siegte der angeborne Leichtsinn Menzels über seine Furcht und Bedenklichkeit und er widerstrebte nur noch schwach. Da griff der Gesandte zum letzten Mittel und sprach: „Er hat mir Eröffnungen gemacht, die Ihm den Kopf kosten, wenn ich bei Hofe ein Wort davon spreche. Sei er klug! Er befindet sich in meiner Gewalt und es muß Ihm einleuchten, daß es besser ist, jetzt zu thun, was ich von Ihm verlange, als nun, da es zu spät ist, noch Bedenklichkeiten zu heucheln, die Er, ich weiß es, nicht wirklich hat. Entschließe Er sich rasch; ich bin des Zuredens müde!"

Dieser Ton schlug an. Menzel versprach, die Dokumente zu liefern und der Gesandte hatte sie nach zwei Tagen in Händen.

Sobald der König von Preußen diese Schriften gelesen hatte, war sein Entschluß gefaßt. Er wollte seinen Feinden zuvorkommen, sie überraschen, entlarven, der Welt durch Bekanntmachung der Schritte, die man zu seinem Untergang gethan, zeigen, daß er das höchste Recht, welches zum Kriege zwingen kann, auf seiner Seite hätte, das Recht der Selbstvertheidigung. Und so begann denn jener blutige und schwierige Krieg, den man im Hinblick auf seine Dauer den siebenjährigen genannt hat.

Herr von Walitzky und der Festungskommandant. Walitzki flüchtet mit seiner Familie.

Wir haben Herrn von Walitzki und seine Familie im Zustande der äußersten Bestürzung verlassen, in den sie durch die gewaltsame Entführung Schölchers versetzt wurden. Der junge Mann hatte sich durch seinen Charakter, durch seinen Eifer, durch seine Kenntnisse Walitzkis Hochachtung erworben. Eduard und Rosalie waren untröstlich über den Verlust ihres Lehrers, den sie fast wie ihren Vater liebten, an dem sie mit ganzer Seele hingen. Beide Kinder waren vor Schrecken erkrankt und der Gutsherr sah sich genöthigt, noch in der Nacht nach Sch......z zu senden, um von dort einen Arzt holen zu lassen.

Während der Kutscher einspannte, standen die übrigen Bedienten umher und theilten sich ihre Vermuthungen über dieses Ereigniß mit. Wanschka, ein alter wackerer Bursche, der vierzehn Jahre unter den kaiserlichen Dragonern gedient hatte, machte den Wortführer. „Sagt' ichs nicht,“ sprach er zu den andern; die Spitzbuben von preußischen Husaren brächten uns kein Glück ins Haus? Da haben wir's nun?

„Meint Er denn, der Herr Informator sei von jenen Husaren, mit denen Er letzthin zusammen gerathen„ — der Sprecher, ein alter Kammerdiener, machte dabei bedeutungsvolle Bewegungen mit der Faust — „entführt worden?“

„Von wem sonst, Joseph?“ sagte der Kutscher und zog die Riemen an, daß alles krachte und knackte.

„Was werden sie denn aber mit ihm anfangen?“ fragte der Kammerdiener.

„Stecken ihn in ein Regiment, dann Adieu, Welt!“ sagte der Kutscher und murmelte zornig ein Bassama terremptete!

„Das wäre doch gottlos; einen jungen geistlichen Herrn, der die Weihen“ — der alte Mann bekreuzte sich — „schon empfangen!“

„Merken viel darauf, die Ketzer!“ brummte der Kutscher und schlug die Pferde auf den Rücken.

„Aber wenn der gnädige Herr nach Berlin schreiben, werden sie ihn schon wieder loslassen müssen,“ wendete eine Magd ein, die sich klüger, als das männliche Dienstpersonal dünkte.

„Nach Berlin? An wen denn, Mamsell?“

„Nu, je, an wen denn? an den König doch!“ sagte das Mädchen rasch.

„Das ist der Rechte; bei dem wirds viel nützen. Man sagt, er . . . doch was nützt das Gewäsch!“ sprach der Kutscher, indem er sich an Joseph wendete. „Fragen Sie beim gnädigen Herrn, ob Sie sonst nichts befehlen?“

Herr von Walitzki hatte, auf der Treppe im Innern des Schlosses stehend, das Gespräch der Domestiken mit angehört und gab dem Kutscher ins Geheim recht. Als er aber seiner erwähnen hörte, trat er vor, überreichte dem Kutscher zwei

Schreiben, deren eines an den Arzt, das andere an die Kommandantschaft von Sch......tz gerichtet war. Das letztere hatte Wanschka blos abzugeben, den Erfolg des ersteren aber abzuwarten, und falls der der Arzt etwas verordnete, die Medikamente sogleich aus der Apotheke mitzubringen. Der Kutscher kehrte gegen Mitternacht aus der Stadt zurück, nachdem er alles besorgt.

Am folgenden Tage ritt Herr von Walitzki nach der Stadt und ließ sich beim Kommandanten melden. Dieser konnte ihn nicht sogleich verlassen, weil er mit einer Menge von Geschäften überhäuft war. Nachdem der Gutsherr fast eine Stunde gewartet und sich vergebens den Kopf über die etwa zu ergreifenden oder dem General zum Besten Schölchers vorzuschlagenden Maßregeln zerbrochen hatte, erschien ein Diener, um ihn zu dem Kommandanten zu rufen.

Es war dieser dem Herrn von Walitzki unbekannt, ein alter felddienstuntauglicher Artillerie-General, Namens de Grand-Maitre, von Geburt ein Franzose, ein Haudegen, der die Deutschen, vor allem aber die Oestreicher, aus Gewohnheit haßte und verachtete, roh in seinen Sitten, gefühllos, durch und durch Soldat, der auf nichts Rücksicht nahm, als auf militärische Dinge; dazu dem Könige von Preußen, der die Franzosen überhaupt begünstigte, blindlings ergeben. Er war überdies der deutschen Sprache kaum mächtig und da er nicht gut hörte, so war es um so bedenklicher, von ihm

mißverstanden zu werden, weil er sich sodann nicht mehr berichten ließ und durch nachfolgende Erklärungen, statt beruhigt, nur noch heftiger gemacht wurde. Er stand an seinem Arbeitstische, als der Baron eintrat und war damit beschäftigt, einige Ordonanzen zu unterzeichnen, weshalb er Walitzkis Eintritt gar nicht mehr beachtete. Walitzki wartete geduldig, bis der Kommandant aufsehen würde und erregte erst nach einer geraumen Weile ein kleines Geräusch. Allein auch dieses vernahm der schwerhörige Greis nicht.

Endlich des langen Wartens müde, näherte er sich ihm, und klopfte ihn auf die Schulter. Der Kommandant fuhr betroffen auf und maß den Freiherrn mit ergrimmten Blicken. Dieser trat einige Schritte zurück, begrüßte den General und entschuldigte sich, so gut er konnte.

„Was gib?“ fragte der Kommandant in gebrochenem Deutsch.

„Ich weiß nicht, ob mein Brief gestern in Ew. Excellenz Hände kam?“ sagte Walitzki.

„Comment?“ schrie der General und hielt die Hand an das Ohr.

„Mein Brief wegen meines Hofmeisters, der von einer Husarenpatrouille entführt wurde,“ sagte der Baron laut.

„Husaren? Was soll die Husar?“ sagte der Kommandant und schritt näher auf Walitzki zu.

„Sie haben mir den Lehrer meiner Kinder genommen und ich komme, Ihre Hilfe anzusprechen, da-

mit der junge Mann seinem Berufe wieder gegeben werde;" sprach der Freiherr nachdrücklich.

„Wer sind Sie?" fragte der Kommandant.

„Ich bin der Freiherr von Walitzki, Gutsherr von Lindenthal. Meine Besitzung liegt in der Nähe der Stadt.„

„Hab' Sie gedient?"

„Ja, Excellenz."

„Wo?"

„Im kaiserlichen Dragonerregiment Kaiser Ferdinand als Rittmeister."

„Oestreicher?" schnarrte der General und fuhr zurück.

„Ich war es; aber ich erkenne jetzt den König von Preußen als meinen Oberherrn."

„Ik' erinner' mir," sagte der Kommandant. „Sie hab' gestern geschrieben einen Brief an mik. Die Husar hab Ihre Hofmeister arretir. Kann nik helf! sein schon lang fort von hier; Adieu!"

„Herr General, hiemit kann ich mich nicht beruhigen," sagte Walitzki ernst. „Es handelt sich um die Freiheit, ja um das Leben eines wackern jungen Mannes, gegen den ich große Verpflichtungen habe. Ich muß wissen, wer der Offizier jenes Husarendetaschements ist, welches gestern die Festung verließ, denn ich habe Gründe, zu vermuthen, daß mein Hofmeister das Opfer einer gehässigen Privatrache geworden ist."

„Was?" schrie der Kommandant.

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich den Offizier

zwar kenne, aber seinen Namen nicht weiß und und bitte Sie, mich mit demselben bekannt zu machen.“

„Geht mik nix an,“ sagte der General und legte Zeichen von Ungeduld an den Tag. Allein Walitzki war der Mann nicht, der sich einschüchtern ließ. Er fuhr fort und sprach:

„Herr General, Sie sind durch Ihre Stellung berufen, den Bewohnern der Umgegend Ihren Schutz angedeihen zu lassen. Ich fordere Sie deshalb auf, den Vorfall, wie ich Ihnen denselben brieflich angegeben, an das Kriegsministerium zu berichten, damit eine Untersuchung eingeleitet und der junge Mann wieder frei gegeben werde.“

„Geht mik nix an; die Husar' sein abmarschir, ik nix davon wiss'; Adieu!“ Damit machte er eine ziemlich verständliche Bewegung, um Herrn von Walitzki anzudeuten, daß er gehen möge.

Dieser wurde ärgerlich über das Benehmen des Kommandanten. Aber unverrichteter Sache wollte er nicht gehen und so begann er denn, dem General den Vorfall zu erzählen. Allein dieser war bereits gegen ihn im höchsten Grade eingenommen und statt ihm zuzuhören, lief er ungeduldig im Zimmer auf und ab.

Als der Freiherr bemerkte, daß ihm keine Aufmerksamkeit geschenkt werde, gerieth er auch in Zorn und rief: „Wahrlich, Ihr Benehmen gegen mich ist beispiellos, Herr General!“

„Comment! Er wag es, su räsonnir?“ schrie der Kommandant.

„Ich werde noch mehr wagen, Excellenz. Ich werde mich an Sr. Majestät, den König wenden, dessen Diener mir ihre Hilfe versagen.“

Der General stand starr vor Zorn. Er hatte von Herrn von Walitzkis letzten Worten nur die erste Hälfte verstanden, und diese nicht wohl.

„Wie?“ schrie er, „Sie wag es, mir su drohen! — Heda, Posten!“

Der Freiherr stand erstarrt, als der Soldat ins Zimmer eintrat. „Arretir Er diese Mann da! Marsch, auf die Stockwach!“ schrie der General wüthend.

„Wie? Sie wollen mich arretiren lassen, mein Herr?“ sagte der Freiherr noch mehr erstaunt. „Dürfte ich bitten, mir doch wenigstens den Grund anzugeben?“

„Halt Sie das Maul! Marsch!“ schrie der General, den jedes fernere Wort nur in noch größeren Zorn brachte.

Der Soldat ergriff Herrn von Walitzki beim Arme und begann, ihn gegen die Thüre hinzuziehen. Da dieser nicht gutwillig folgen wollte, so fällte der Grenadier das Gewehr gegen ihn, und richtete drohend die Spitze des Bajonets nach seiner Brust. Walitzki sah nun ein, daß er keinen Augenblick mehr säumen dürfte, dem Soldaten zu folgen, wollte er nicht Mißhandlungen oder wohl gar noch Schlimmerem sich aussetzen. Er verließ also das Zimmer,

während der General auf französisch eine ununterbrochene Kette von Flüchen ausstieß, um seinem Zorne Luft zu machen. Der Soldat hieß ihn nach der Hauptwache vorangehen und transportirte ihn so bei hellem Mittag mitten über den menschenerfüllten Marktplatz. Natürlich erregte dieser Anblick beim Volke Aufsehen im höchsten Grade. Alles blieb stehen; alle Fenster öffneten sich, denn Walitzki war sehr wohl bekannt in der Stadt. Einige Bauern aus Lindenthal waren zu Markte und so kam es denn, daß Walitzkis Gattin und Kinder schon binnen einer Stunde die Schreckensnachricht erhielten. Wer kann sich ihre Gefühle, ihre Angst vorstellen? Die Kinder schrien vor Entsetzen und die Freifrau sank ohnmächtig zur Erde.

Die unglückliche Gattin des Herrn von Walitzki hatte aber kaum ihre Besinnung wieder erlangt, so warf sie sich in ihren Wagen, eilte nach Sch......tz und ließ den Kommandanten um eine Unterredung bitten. Da ihr diese unter einem Vorwande, der das Gewand der Unwahrheit an sich trug, verweigert ward, so fuhr sie zu einem sehr geschickten öffentlichen Anwalt und nahm seine Hilfe in Anspruch. Dieser fuhr sofort mit ihr auf die Kommandantschaft und bot alles auf, um den General zu beruhigen und Walitzkis Loslassung von ihm zu erwirken. Das Letztere gelang ihm endlich. Doch erhielt der Freiherr seine Freilassung erst spät Abends kaum vor dem Festungsthorschlusse. Bestürzt fuhren beide Gatten nach ihrer Heimath und beruhigten

ihre Kinder, die von der Sorge um die guten Eltern fast getödtet worden waren.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch erschien ein Kommando preußischer Infanterie, aus einem Unteroffizier, Korporal, Tambour und vierzehn Gemeinen bestehend. Der Unteroffizier zeigte ein Kommandantschaftsschreiben vor, gemäß dessen die siebzehn Soldaten als stehende Einquartirung auf Schloß Lindenthal verlegt und bis auf weitere Ordre hier zu verbleiben hätten. Täglich aber wurden vier Gemeine und ein Korporal von der Sch......tzer Garnison abgelöst. Die Verpflegung dieser lästigen Menschen hatte Herr von Walitzki auf seine Kosten zu übernehmen.

Es war augenscheinlich, daß der Unteroffizier hieher beordert war, den Gutsherrn zu beobachten, alles, was auf dem Schlosse und in dessen Umgebungen vorging, durch die täglichen Ablösungen dem Kommandanten melden zu lassen, und die Bewohner des Schlosses waren also auf die drückendste Weise belästigt, ja der Böswilligkeit fremder Menschen schutzlos blosgestellt. Herr von Walitzki erwog bei sich selbst, was ihn in diese fatale Lage gebracht haben könnte? Aber sein vergangenes Leben zeigte ihm keinen Punkt, in dem er sich gegen die herrschende preußische Regierung verfehlt. Er mußte verleumdet worden sein; man hatte Verdacht auf ihn geworfen und er sah ein, daß er sich in der größten Gefahr befände. Da beschloß er, sein liebes Lindenthal bis zum Eintritte ruhigerer und

besserer Tage zu verlassen, und nach einem seiner im Leitmeritzer Kreise auf böhmischem Territorium liegenden Güter zu ziehen, welches kaum eine Viertelstunde von dem Städtchen Lowositz entfernt war. Er rief also seinen in Sch.....tz wohnenden Verwalter zu sich, schloß mit ihm die Rechnungen und sagte ihm, daß er vielleicht erst in ruhigeren Zeiten wieder hieher zurückkehren würde. Zugleich traf er Fürsorge für die Verpflegung der auf dem Gute einquartirten Soldaten.

Diese sahen mit Erstaunen die von Herrn von Walitzki getroffenen Anstalten zur Abreise und ihre Verwunderung wurde zur Betroffenheit, als der Gutsherr Nachmittags mit seiner Familie und der Leibdienerschaft abreiste. Da sie gar keine Instruktionen für einen solchen Fall hatten, so konnten sie Herrn von Walitzki auch nicht an der Abfahrt hindern, sondern der Unteroffizier mußte sich damit begnügen, die ganze Sache dem Kommandanten zu melden. Dieser, der Walitzki seit dem oben erzählten Vorfall haßte, sendete sogleich ein Detachement Husaren ab, um den Gutsherrn einzuholen und nach dem Schlosse zurückzubringen. Allein die Husaren erreichten, in Walitzkis Verfolgung begriffen, die östreichische Grenze erst, nachdem Walitzki dieselbe längst passirt hatte und vor ihnen vollkommen sicher war.

Die Infanteristen erhielten nun Befehl, nach Sch.....tz zurückzukehren. Da ihnen ihr Quartier auf Lindenthal sehr angenehm gewesen wäre, so geriethen sie in Zorn, als sie es so plötzlich ver-

lassen mußten und die Folge war, daß sie vor ihrem Abgang alles, was sie erreichen konnten, zerschlugen und demolirten.

Der Verwalter führte wohl Klage wegen dieser Unordnungen; allein er richtete nichts aus, denn Niemand that mehr, als daß er ihn anhörte, und so blieb auch dieser Frevel ungeahndet.

Allerdings waren von Berlin geheime Befehle gekommen, Walitzki zu beobachten. Der Besuch des Rittmeisters, den wir Eingangs unserer Erzählung geschildert haben, war nichts anderes gewesen, als eine militärische Visitation auf Befehl des Commandanten von Sch.....tz. Schölchers Unvorsichtigkeit hatte alles verdorben und Lindenthal galt jetzt für ein Nest, wo sich östreichische Spione aufhielten, und Verschwörungen zu Gunsten der Kaiserin-Königin angezeddelt wurden. Daher das Benehmen des Commandanten gegen Walitzki; daher die Aufhebung und Fortführung Schölchers; daher zuletzt die Einquartirung und der Versuch, Walitzki aufzuheben.

Der Kommandant sendete einen Bericht nach Berlin, worin er die Stimmung der Bevölkerung als sehr schwierig darstellte, und angab, daß Walitzki einer der gefährlichsten Aufwiegler unter den Oestreichisch-Gesinnten gewesen sei. Schölchers Arrestation rechtfertigte er durch die Angabe, der Arrestant sei ein Oestreichischer Spion und Emmissär gewesen. Zugleich berichtete er des Freiherrn Flucht und gab dadurch seinem ganzen Berichte einen sol-

chen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß man ihm in Berlin ohne weitere Untersuchung glaubte und daß er sogar eine sehr schmeichelhafte Belobung für seine rührige Thätigkeit im Interesse der preußischen Regierung erhielt.

Walitzki bemühte sich inzwischen fortwährend den Sommer hindurch auch von seinem Gute Lukowitz bei Lowositz aus Schölchers Aufenthalt auszuspähen, wiewohl vergebens, da der junge Mann völlig verschollen war. Der Freiherr hielt ihn für das Opfer einer übermüthigen Privatrache; aber er irrte hierin, wie wir später sehen werden. Inzwischen fielen Ereignisse vor, welche Walitzkis Bemühungen zu Schölchers Besten eine Grenze setzten und die Welt mit Staunen, Schreck und einer nur zu wohl begründeten Furcht erfüllten.

Friedrich der Große fällt in Sachsen ein.

Der König von Preußen war also, wie wir oben berichtet haben, durch seinen Gesandten am Hofe, den Freiherrn von Malzahn, von allen gegen ihn geschlossenen Verbindungen seiner Gegner und dem ganzen Plane, welcher zu seinem Untergang entworfen worden war, in Kenntniß gesetzt worden.

Einem so feindenkenden, vorsichtigen und kühnen Fürsten konnte die Größe der Gefahr, in welcher er sich befand, nur als Sporn zu einer außerordentlichen Thätigkeit dienen.

Er war sofort entschlossen, seinen Feinden zuvor zu kommen, sie zu überraschen, sich wo nur irgend möglich in den Besitz der Originalien der Dokumente zu setzen, dieselben sodann öffentlich bekannt zu machen, um der Welt die Augen zu öffnen über die Veranlassung zu seiner kriegerischen Thätigkeit und seine Feinde mit dem Schwert für ihre Verwegenheit zu züchtigen.

Wohl blieb ihm nicht verborgen, daß er an Zahl und Macht seinen vielen Gegnern nicht gewachsen sei. Aber er verließ sich auf sein gutes Recht, auf seine treuen Heerführer und auf den Patriotismus seines Volkes. Mit diesen Aussichten trat er der halben Welt entgegen und hoffte, als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Er traf sofort rasch alle Anstalten. Seine Truppen erhielten Marschbefehle und bewegten sich mit solcher Eile und Ordnung nach Sachsen, daß sie dort fast zu gleicher Zeit mit der Nachricht von ihrer Ankunft einfielen. Es war in den letzten Tagen des August, daß drei preußische Heeressäulen nach Sachsen zogen. In wenigen Tagen war das ganze Land ohne Schwertstreich in ihren Händen, der erschreckte und überraschte König flüchtete mit seinen Ministern und den Schätzen nach dem Königsstein. Das Heer ging südlich nach der Elbe, wo es sich bei Pirna verschanzte, um den Preußen verzweifelten Widerstand zu leisten. Am 10ten September erschien der König von Preußen mit einer zahlreichen Armee und vielem Geschütz vor Dresden und forderte die Stadt,

die ihm die Thore verschlossen hatte, zur sofortigen Uebergabe auf. Die Bestürzung in der Stadt war unglaublich groß, da zu einer Vertheidigung fast gar keine Anstalten getroffen waren und die Stadt auch keine gefüllten Magazine besaß, welche im Falle einer Belagerung zur Unterhaltung der nicht starken Besatzung, aber der um so zahlreicheren Bevölkerung hätten verwendet werden können. Ueberdies drängte der König von Preußen, gab keine Bedenkzeit, weil er die Lage, in der sich die Stadt befand, kannte und da man unkluger Weise dennoch zögerte, so ließ er die Batterien auffahren und Anstalten zur Beschießung treffen. Dies brach den letzten Rest von Muth und so öffnete denn die Stadt ihre Thore und ergab sich.

Der König befahl seinen Truppen die größte Ordnung und Schonung der Einwohner an. Das in der Stadt befindliche sächsische Militär mußte aber die Waffen strecken und wurde abgeführt. Die Preußen besetzten alle öffentlichen Plätze und Gebäude, und während dieses verging, begab sich der König auf das Schloß, ließ die Kabinetssekretäre und das übrige Personal rufen und verlangte die Auslieferung der Dokumente, die er endlich nach Vorfällen, welche von der sächsich-östreichischen Partei sehr übertrieben und entstellt erzählt worden sind, hauptsächlich durch Menzels Verrätherei erhielt. Der König ließ sie sofort zu seiner Rechtfertigung öffentlich bekannt machen, setzte zur Erhebung der Landesgefälle eine preußische Landesadministration in Dresden ein und

ein Kriegscommissariat zu Torgau und eilte sodann nach Pirna, um das kaum **17000** Mann starke sächsische Heer, welches sich zwischen Pirna und dem Königstein fest verschanzt hatte, um den König bis zum Herbeikommen der Oestreicher aufzuhalten, einzuschließen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen.

Die Nachricht von diesen Ereignissen durchlief Europa mit Blitzesschnelligkeit von einem Ende zum andern. Friedrichs Gegner wurden durch die Entdeckung der gegen ihn angelegten Bündnisse und Plane in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, während er das Recht auf seiner Seite hatte und dadurch die öffentliche Meinung unverholen zu seinen Gunsten sich aussprach. Allein die Armeen wurden marschfertig gemacht, der Krieg war also begonnen, aber sein Ende war nicht abzusehen.

In Böhmen lag eine starke östreichische Armee. Am 1ten September war die Nachricht von der Occupation Sachsens durch die Preußen in Prag, wo das Hauptquartier des Feldmarschalls Browne war, eingetroffen. Nun wurde die Armee zusammengezogen und der Feldmarschall setzte seine Truppen in Bewegung, um dieselben nach Sachsen zu führen und dort das von den Preußen eingeschlossene Heer zu befreien.

Unsere Freunde waren damals längst auf ihrem Gute Lukowitz. Wie wurden sie durch die drohenden Nachrichten von diesen Vorfällen überrascht.

Herr von Walitzki hatte schon längst den Aus-

bruch eines Krieges befürchtet und als besonnener Mann seine Vorkehrungen für einen solchen Fall getroffen. Er hatte sich vollkommen überzeugt, daß er vom preußischen Gouvernement mit Mißtrauen beobachtet werde, daß man ihn für einen Anhänger der Oestreicher halte und daß er also beim leisesten Verdacht allerlei Chikanen, ja wohl Verfolgungen ausgesetzt sein würde. In der That hatte er auch den Vorsatz gefaßt, ganz nach Oestreich zu übersiedeln, sobald er seine einträglichen und reizend gelegenen Besitzungen in Schlesien würde verkaufen können. Allein die trüben Zeitumstände legten seinem Vorhaben bisher unübersteigliche Hinderniße in den Weg.

Sobald in Preußen Marschbefehle erlassen wurden, erhielt er von einem Freunde in Berlin Briefe. Da er aber um diese Zeit sein Gut Lindenthal bereits verlassen hatte, so ging der Brief verloren; aber der zweite, welcher die preußische Kriegserklärung enthielt, ward ihm richtig überbracht.

Der Freiherr war Soldat gewesen, konnte demnach die Lage der Dinge beurtheilen und da er den Stand der Armeen kannte, so hielt er die östreichischen Staaten für vollkommen gesichert. Bei Kollin stand ja der Feldmarschall Brown mit einem ansehnlichen Korps östreichischer Truppen; ein anderes versammelte sich in Mähren unter dem Fürsten Piccolomini und mehrere ungarische und italienische Regimenter waren schon in Bewegung, um sich zu den genannten Korps zu begeben und diese zu einer furchtbaren Armee zu machen. Ehe der König von

Preußen aber Oestreich angreifen konnte, mußte er vorerst Sachsen unterworfen und die sächsische Armee vernichtet haben, eine Sache, die immer Zeit erforderte, wenn auch gar nicht geläugnet werden konnte, daß der König sie vollbringen würde.

Walitzki beschloß also, zu bleiben und die Wendung der Dinge auf seinem Gute Lukowitz abzuwarten. Doch ließ er zur Vorsicht einen Reisewagen bereit halten, um im Falle des Annäherns der preußischen Armee sogleich nach Inner-Oestreich sich begeben zu können.

Mittags saß er mit seiner Familie im Garten, um im Sonnenzelte den Kaffee zu genießen. Seine Gattin wußte, daß er aus Preußen ein wichtiges Schreiben erhalten hatte und da sie seine besorgte Miene sah, so erkundigte sich nach der Ursache derselben.

„Ach, liebe Frau, ich bin betrübt über schlimme Nachrichten, welche der vorhin an mich eingelaufene Brief enthielt. Der Krieg zwischen Preußen und Oestreich entbrennt wieder und Niemand kann sich demnach in einer zweifelhafteren Lage befinden, als wir.“

„Weshalb, lieber Mann?“ fragte Frau von Walitzki bestürzt und die beiden Kinder näherten sich den Eltern voll herzlicher Theilnahme.

„Sieh, du weißt, daß ich in Folge der Trennung Schlesiens von Oestreich in die eigenthümliche Lage kam, hinsichtlich unserer Güter nun als Unterthan beiden Staaten anzugehören, denn als Besitzer

von Lindenthal, welches auf preußischem Grund und Boden liegt, gehöre ich auch Preußen an, während ich zugleich durch meine hiesigen Güter Oestreicher bin. Längst stehe ich der Politik ferne und ich habe nicht im Mindesten weder durch Worte noch durch die That an dem Zwiespalt mich betheiligt, der seit der Wegnahme Schlesiens zwischen Oestreichern und Preußen besteht. Dennoch bin ich von unbekannnter Seite und wohl aus böser Absicht bei der preußischen Regierung verdächtigt worden und mußte fliehen, um unverdienten Verfolgungen zu entgehen. Ich kann nun nicht gegen mein Gewissen und meine Ueberzeugung einer Regierung den Sieg wünschen, welche ich als die gefährlichste Feindin meines Vaterlandes Oestreich betrachte. Hier ist kein Mittelweg; man muß entweder Preuße oder Oestreicher sein. Ich bin Oestreicher; ich werde es bleiben, so lange ich lebe; nichts vermag in dieser Hinsicht meine Treue zu erschüttern!

„Aber ich begreife dich nicht, lieber Vater", sagte die Mutter lächelnd, „noch bist du ja sicher vor denen, die dich deiner Vaterlandsliebe wegen anfeinden und Niemand kann hier deinen Gefühlen Gewalt anthun.

„Allerdings;" antwortete Herr von Walitzki; „aber der Krieg ist von Preußen an Oestreich erklärt und dieses ändert die Lage der Dinge dermassen, daß ich alles fürchte!"

„Was fürchtest Du denn?" rief die Freifrau erschrocken, denn Herr von Walitzki pflegte sonst

nicht leicht Besorgnisse auszusprechen, die er nicht für sehr gegründet hielt.

„Man hält mich in Preußen für einen eingefleischten Oestreicher, oder, um es recht zu sagen, man weiß, daß ich es bin. Man wird jetzt meine erklärte Anhänglichkeit an meine Kaiserin — Gott segne sie und verleihe ihr Sieg gegen ihre Feinde! — durch Mißhandlung meiner schlesischen Unterthanen, durch Zerstörung meiner Güter, ja wohl durch die Wegnahme derselben ahnden wollen.“

„Das wäre grausam und ungerecht!“ rief die Freifrau, konnte sich aber der Furcht, daß dieses alles sehr wahrscheinlich so kommen würde, nicht erwehren.

„Ich bin mir keines gegen den König von Preußen begangenen Unrechts bewußt“, fuhr der Freiherr fort, „und demnoch mußte ich wie ein Verbrecher fliehen, nachdem ich bereits die Beschimpfung erduldet hatte, bei hellem Tage durch einen gemeinen Soldaten von der Kommandantschaft als Arrestant nach der Hauptwache transportirt worden zu sein?“

„O Gott, ja!“ sagte die Baronin.

„Und das Schlimmste weißt Du noch nicht, liebe Gattin. Ich reiste, entrüstet über eine solche Mißhandlung und über die mir auferlegte Einquartirung mit Euch ab. Kaum hatten wir, nichts Böses ahnend, die Grenze hieher überschritten, so erschien dort ein Detachement preußischer Husaren, die uns einzuholen Befehl hatten. Hätten sie uns noch auf preußischem Grund und Boden erreicht,

so würden wir vielleicht alle als Gefangene nach Sch...... z zurückgebracht und hart behandelt worden sein."

„Gerechter Himmel!" rief die Freifrau, „ja, weshalb denn das alles?"

„Weshalb? —" sagte Herr von Walitzki, „weil ich meiner Ueberzeugung nicht entsage, weil ich meiner angeborenen Fürstin der Gesinnung nach treu ergeben bleibe; weil man das weiß, denn nie könnte oder wollte ich es ja läugnen? Es ist geschehen; man hat noch mehr gethan; man riß Schölchern, den ich wie ein Glied meiner Familie betrachte, von uns, und vereitelte bisher alle meine Versuche, ihn ausfindig zu machen. Es sind Gewaltthaten gegen uns verübt worden. Und wenn ich hierüber klage, habe ich dazu kein Recht? Und wenn ich eine Regierung nicht liebe, die mir so viel Böses that, kann man es mir verargen?"

Herr von Walitzki war in Aufregung gerathen und schwieg entrüstet still. Seine Kinder sahen ihn ängstlich an und seine Gattin überließ sich einer Reihe von Gedanken, die eben so richtig als Besorgniß erregend, auf einander folgten.

Der Bediente erschien und überreichte abermals Herrn von Walitzki einen Brief. Der Freiherr nahm ihn, sah auf die Adresse und sprach: „Das ist ein Schreiben von Herrn Renz, unserm Verwalter in Sch...... z. Was mag er wohl haben?"

Er erbrach den Brief, las und erbleichte.

„Um Gottes Willen!“ rief die Freifrau, wie „Du erblassest, Vater!“

„Lies, theure Gattin, man will uns wirklich ganz unglücklich machen!“ sprach Walitzki mit einem schweren Seufzer.

Die Freifrau las halblaut folgendes:

„Gnädiger Herr!“

„So eben komme ich aus der Kommandantschaft. Man hat Sie beim König angeschwärzt und als einen Landesverräther bezeichnet, der sich sträfliche Umtriebe zu Gunsten der östreichischen Partei erlaubt hat. Man schreibt Ihnen das bekannte Buch zu: „die Beantwortung der vom Herrn Grafen von Dohna vor seiner Abreise vorgelesenen Deklaration“, *) durch welche Sr. Majestät, der König, persönlich angegriffen sind; kurz, man thut, als ob Sie der größte Feind Sr. Majestät, des Königs von Preußen wären.“

„Ihre Wegreise von hier wird als offenes Bekenntniß Ihrer sträflichen Handlungen gedeutet. Vergebens bemühte ich mich, all diese ungerechten und lügenhaften Beschuldigungen zu widerlegen. Niemand hört mich an; Niemand will sich überzeugen lassen, daß Sie der ruhigste und loyalste Gutsbesitzer Schlesiens sind und bisher nichts gethan ha-

*) Ein Buch, voll Schmähungen gegen Preußen, das in Wien erschienen ist.

ben, als Beweise von Ihren trefflichen Gesinnungen abzulegen."

„Man las mir einen Kabinetsbefehl vor, in Folge dessen Lindenthal sammt den dazu gehörigen herrschaftlichen Besitzungen, Rechten und grund- und erbherrlichen Bezügen für die Krone Preußen mit Beschlag belegt sind, bis durch eine gerichtliche Untersuchung Ihre Unschuld vollkommen dargethan ist."

„Ich habe durch den Advokaten L..s. Protest dagegen erheben lassen, aber umsonst. Man ließ mir die Wahl, ob ich mich vereidigen lassen wolle, oder nicht? Dazu habe ich einen Commissär, den Landesbezirksassessor v. A...ch als Oberaufseher und Administrator erhalten, dem ich persönlich und mit Hab und Gut verantwortlich bin. Meine Kasse, sämmtliche Dokumente, Akten und Verbriefungen habe ich bereits abliefern müssen und auf dem Gute ist alles versiegelt und mit Beschlag belegt."

„Mit blutendem Herzen schreibe ich Ihnen dieses alles. Wann wird der Tag kommen, der Ihre Unschuld an den Tag bringt und es mir vergönnt, wieder zu sein Ihr gehorsamster Diener

Renz, Verwalter.

Sch......z, den 1ten September 1756.

„Welch' ein Gewebe abscheulicher Intriguen und Verläumdungen!" rief die Freifrau erzürnt; „was thust du dagegen?"

„Ich kann jetzt nichts thun; der Krieg ist entbrannt und hindert mich am Handeln. O, Kinder,

dieser Krieg dürfte Euch den schönsten und besten Theil Eures Erbe, Eurer einstigen Versorgung rauben!" rief Walitzki schmerzlich.

„Krieg, Vater?" sagte Eduard. „Wird es hier bei uns auch Krieg geben?"

„Das ist eher gewiß, als möglich, mein Sohn!" sprach der Vater ernst.

„Was thun wir aber dann?" fragte Rasalie voll Furcht.

„Wir werden vielleicht flüchten — wenn wir können", sagte der Vater in Gedanken vertieft.

„O, uns thut man nichts, Rosa", sprach Eduard, „nur die Soldaten schießen und stechen auf einander."

„Ach, Eduard, du sagst das, als ob das weiter gar nichts auf sich hätte. Wenn sie aber Einen treffen?"

„Ja, dann ist er freilich todt!" sprach der Knabe.

„Ach, lieber Gott! Eduard, könntest Du denn einen Menschen tödten?"

„Im Kriege; pah, Rosa! sei nur klug! Würde er denn nicht mir mein Leben nehmen, wenn ich ihm das seinige nicht nähme?"

„Wie grausam!" sagte das Mädchen. „Möchtest Du denn ein Soldat werden?"

„Ich werde Soldat, Rosa!" sprach der Knabe und warf sich in die Brust; „war es doch der Vater auch!"

„Unser guter Vater raubte gewiß nie Jemand

das Leben?" sagte Rosalie und schmiegte sich an Herrn von Walitzki. Dieser hatte bisher auf das Gespräch der Kinder gar nicht geachtet. Aber Rosaliens Anrede erinnerte ihn wieder an seine Lieben und er fragte: „Was wünschest Du, liebe Tochter?"

„Wir sprachen vom Kriege. Eduard sagte, er würde einst Soldat werden, da Du es auch gewesen, lieber Vater und da hatte ich fast Sorge um Euch beide."

„Um Eduard kannst Du wohl Sorge haben", sagte Herr von Walitzki lächelnd, „weil er vielleicht Soldat wird; aber um mich? ich bin es gewesen und werde es nie wieder werden. Also warum sorgest Du Dich um mich ab?"

„Weil ich fürchte, Du hättest auch im Kriege nach den feindlichen Soldaten geschossen oder gestochen;" sagte Rasalie und blickte den Vater ängstlich fragend an.

Der Vater lächelte und sprach: „Gegen Argumente (Gründe), welche Du mir entgegenstellen wirst, liebe Tochter, kann man schwer streiten. Es handelt sich hier um eine Sache, die, vom Gesichtspunkte der Humanität aus betrachtet, unbedingt verwerflich ist. Der Krieg ist ein wider die Menschlichkeit streitendes Uebel. Die Religion, welche unser Heiland predigte, verwirft ihn auch; unser Gefühl verdammt ihn gleichfalls, wenn wir das Einzelne betrachten. Ich erziehe da Deinen Bruder; es kostet mich seine Erziehung und Pflege viel, un-

endlich mehr, als er weiß. Ich liebe ihn, besonders wenn er gut und brav bleibt; er ist meine Freude; ich setze meine Hoffnung auf ihn. Da muß er dem Vaterlande dienen, wenn er erwachsen ist. Ein Krieg ist ausgebrochen; er zieht mit in das Feld und beim ersten Gefecht trifft ihn eine Kugel, die ihn tödtet. — Das ist das Einzelne!"

„Schrecklich!" rief die gefühlvolle Rosalie und schloß ihren Bruder mit einer Besorgniß in die Arme, welche deutlich zeigte, daß er ihr theuer wie das eigene Leben sei.

„Anders gestaltet sich die Sache, wenn wir das Ganze betrachten. Das Vaterland ist durch einen fremden Monarchen und seine Kriegsvölker bedroht! und es ist nun die Frage: sollen wir uns wehren oder geduldig ertragen, was die übermüthigen Fremdlinge über uns verhängen? Wir werden das nicht wollen; das Gefühl der Liebe zum Vaterlande treibt uns, und wir empfinden mit dem Schmerz über die Beleidigung und Mißhandlung auch zugleich den Muth, uns zu vertheidigen. Das ist die Selbstvertheidigung; sie ist erlaubt, ja sogar geboten. Das Vaterland kann nur durch Krieg vertheidigt werden und seine Söhne müssen da freudig ihr Leben in die Schanze schlagen."

Eine tiefe Stille folgte auf diese Worte. Endlich sprach die Mutter: „Könnte denn nicht eine wahre Achtung der Gerechtigkeit und Liebe zur Menschheit alle Fürsten und Völker so durchdringen, daß der Krieg als das furchtbarste Uebel gänzlich

von der Erde verbannt würde? Könnten das nicht wenigstens die christlichen Völker, die civilisirten christlichen Nationen Europas, unter sich zum Gesetze machen?"

„Es ist möglich" sprach der Vater, daß es einst dahin kommt! Wenn die wahre Liebe Jesu Christi die Menschen so durchdringt, daß sie einander Alle als Brüder betrachten, als Kinder des Gottes der Liebe, verpflichtet, diese geschwisterliche Stellung durch Liebe, Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Geduld, Selbstverläugnung an den Tag zu legen! Allein die Menschen werden so bald nicht zu dieser glücklichen Stufe wahrer Christlichkeit gelangen. Wir sehen es ja an den Einzelnen, wie sie einander anfeinden, hassen, verfolgen, sich gegenseitig kränken und, statt dem Vorbilde, das ihnen Jesus gelassen, sich zu nähern, sich stets weiter davon entfernen."

„Durch Belehrung und Ermahnung, durch gemeinsames Bemühen aller Edlen unter allen europäischen Nationen könnte dieses höchste Ziel vielleicht erreicht werden," sprach die Freifrau.

„Einst, wenn Jesu Wort in Erfüllung ging: Siehe, es wird Ein Hirt und Eine Heerde sein!" sprach der Freiherr.

„Hast du denn auch Menschen verwundet und getödtet, als Du Offizier warst?" fragte Rosalie den Vater ängstlich.

„Ich?" sprach der Freiherr und lächelte schmerzlich; „mußte ich denn nicht?"

„O erzähle, Vater!" rief Eduard und drängte sich schmeichelnd an Herrn von Walitzki.

„Nun denn, obwohl ich nicht gerne davon spreche, eine Scene aus meinem Kriegerleben will ich Euch mittheilen. Es war im . . . . . schen Kriege. Ich stand mit meiner Schwadron bei Essek, beauftragt, während eines Gefechts eine Batterie zu decken, die aus vier Kanonen bestand und auf einem die nächste Gegend beherrschenden Hügel aufgepflanzt war. Gegenüber hatte der Feind eine Batterie postirt, welche gegen uns feuerte, um unser Geschütz zum Schweigen zu bringen. Wir hatten da einen entsetzlichen Posten, Kinder. Binnen einer halben Stunde lagen ein und sechzig von meinen Dragonern mit zerschmetterten Gliedern an der Erde, und dennoch durften wir unseren Posten nicht verlassen. Zwei Kanonen waren bereits von den feindlichen Kugeln zerschmettert; es war gut, denn unsere Artilleristen waren so zusammengeschmolzen, daß ihre Anzahl nur zur Bedienung zweier Geschütze noch hinreichte."

„Das Gefecht schien nun eine andere Wendung zu nehmen. Die Infanteriemassen zogen sich nach rechts in die Berge; nur die feindlichen Kanoniere uns gegenüber standen noch, und Chevauxlegers, die zu ihrem Schutze ihnen beigegeben waren. Aber das feindliche Geschütz schwieg aus Mangel an Munition, während unsere Kanoniere fortwährend scharf feuerten und jeder Schuß drüben großes Unheil anrichtete.

Die feindlichen Chevauxlegers litten furchtbar; aber sie hielten aus wie es entschlossenen Männern ziemt. Plötzlich erhielt ich Befehl, auf die feindliche Batterie loszugehen um sie zu nehmen. Ich hatte nur noch sechs und fünfzig Reiter; die übrigen waren todt oder verwundet. Dennoch mußte ich drauf und dran. Wir setzten uns in Bewegung, gallopirten das Thal hinab und unter Hurrah gieng es den Hügel hinauf.

Aber wir hatten uns schrecklich getäuscht. Die Batterie empfieng uns mit einem mörderischen Traubenfeuer, *) das mehr als die Hälfte meiner Leute niederriß. Dazu waren uns im nächsten Augenblicke die Chevauxlegers auf dem Nacken und nun begann ein Kampf, dessen Gleichen ich nie vor und nachher sah. Das Feuer der Pistolenschüsse blitzte uns vor den Augen, die Säbel glänzten, das Blut sprang aus den Wunden, alles hieb, stach in der Verwirrung auf einander los; auf allen Seiten Wuthgeschrei, Rufen, Schüsse, Waffenklang, Rossestampfen, Pfeifen der Kugeln und Säbel, Drohen, Schmerzens- und Verzweiflungsrufe. Wüthend hieben die Reiter, die jetzt, da Keiner fliehen wollte, in einen wirren Knäuel verwickelt waren, auf einander los. So währte der Kampf etwa zehn Minuten, da lagen die meisten Chevauxlegers todt oder wund an der Erde. Mich hatte mein guter Stern

*) Jetzt Kartätschen genannt, ein Schuß, der auf einmal viele kleine Kugeln treibt und sehr mörderisch wirkt.

und meine treuen Dragoner geschützt, denn da ich fortwährend mitten im Gewühle mit Anstrengung aller meiner Kraft um mich hieb, fingen sie die nach mir gerichteten Streiche auf, und so kam ich mit leichten Wunden davon."

„Die wenigen unverletzten feindlichen Reiter mußten sich ergeben. Ich hatte noch neunzehn Mann, mit denen griff ich die Kanoniere an, die sich tapfer zur Wehre setzten. Sie feuerten noch einmal nach uns, trafen aber nicht mehr, denn die Kugeln flogen über unsere Köpfe weg, als wir am Fuße des Hügels waren, auf dem ihre Kanonen standen. Nun gab es noch einen furchtbaren Kampf; aber auch dieser war schnell beendet. Wir jagten die Bedienung der Geschütze davon und eroberten dieselben. Aber da es uns an Mitteln, sie fortzuschaffen gebrach, so mußten wir uns damit begnügen, sie zu vernageln. Damit konnten wir kaum zu Stande kommen, so mußten wir selbst fliehen, denn eine zahlreiche Reitermasse kam heran, um uns zu vertreiben."

„Seht Kinder, so bringt es im Kriege das Geschick mit, daß man weder Erbarmen noch menschliche Rücksicht walten lassen kann. Der Soldat ist nicht Herr seiner Thaten; er muß die Waffe schwingen, mag er wollen oder nicht, und um nur das eigene Leben zu retten, das seines Gegners zu rauben suchen."

Die Familie blieb noch etwa eine Stunde im Garten. Während die Eltern ernste Besorgnisse gegenseitig austauschten, gingen die Kinder unter den Bäumen umher und überließen sich dem ihnen so

natürlichen jugendlichen Frohsinn, bis die Zeit wieder herbeikam, wo der Lehrer aus dem benachbarten Dorfe erschien um die Unterrichtsstunden für sie abzuhalten. Wir verlassen nun unsere Freunde und gehen um fast ein halbes Jahr zurück, um Schölchern, den Verlornen, wieder aufzusuchen.

Der Gefangene und die Husaren. Schölcher und die Offiziere. Die erzwungene Vereidigung.

Die Husaren, welche den Hofmeister gefangen genommen hatten, nahmen ihn, nachdem er ein gesatteltes Pferd hatte besteigen müssen, in ihre Mitte, setzten dann ihre Rosse in scharfen Trab, und so gings fast eine Stunde lang in die Nacht hinein. Bei einer Kreuzung des Weges bogen sie nach der Oder aus, erreichten die Landstraße und zogen nun bis fast um Mitternacht auf derselben nordwestwärts in eine Schölchern völlig unbekannte Landesgegend dahin. Die Ermüdung der Pferde zwang sie endlich, in einem Dorfe, wo alles schlief, zu halten. Sie machten am Wirthshause Lärm, stiegen ab, forderten Futter für die Pferde und Schnaps und Essen für sich. Schölcher mußte mit in die Wirthsstube gehen und hatte jetzt erst Gelegenheit, die Leute näher zu betrachten. Es waren lauter wildfremde Männer, mit benarbten bärtigen Gesichtern, die Haare hingen ihnen in Zöpfe geflochten über Nacken, Schläfe und Ohren herab, obwohl auch der bewickelte Zopf selbst nicht fehlte. Schölcher

kannte keinen von ihnen, und wurde von ihnen sehr aufmerksam betrachtet. Der Unteroffizier legte die Pistole und den Säbel zurecht, winkte Schölchern, diese zu besehen und sprach:

„Sehe Er, fürs Davonlaufen ist gesorgt. Sei Er verständig, dann wird alles das unnütz sein!“

Als das Essen erschien, legte ihm der Unteroffizier vor und schenkte ihm ein Stutzglas voll Branntwein ein. Allein der von Schreck und Anstrengung erschöpfte Schölcher dankte und machte eine abwehrende Gebehrde.

„Sei Er kein Narr und lang Er zu, sonst wirds ihm elend, denn wir werden die ganze Nacht durch reiten“, sagte der Unteroffizier mit rauher Gutmüthigkeit.

„Ich danke Euch; ich kann nicht!“ sprach Schölcher. „Wo bringet Ihr mich hin?“

„Das weiß ich selbst nicht, junger Mann!“ sagte der Unteroffizier mit vollem Munde.

„Ihr habt mich gefangen genommen. Auf wessen Befehl geschah das und warum?“ rief Schölcher ängstlich.

„Weiß es nicht“, sprach der Unteroffizier.

„Wißt Ihr denn, wer ich bin und habt Ihr Euch in der Person nicht geirrt? fragte der junge Mann und eine Hoffnung stieg in ihm auf.

„Ihr seid Schölcher, der Instruktor des Barons Walitzki!“ sprach der Unteroffizier; „oder seid ihr es nicht?“

„Ja, der bin ich“ gab Schölcher zur Antwort.

„Gut, Euch soll ich abliefern; Ihr seht, daß ich genau weiß, was ich zu thun habe."

„Aber wer befahl es Euch?"

„Leset!" rief der Unteroffizier barsch, griff nach der Brieftasche, öffnete sie und reichte Schölchern ein mit Bleistift beschriebenes Blatt. Dieser nahm es und las:

„Unteroffizier Hansemann hat sich heute Abends nach Lindenthal zu begeben, um den Instruktor des Herrn von Walitzki, Namens Schölcher, in Verhaft zu nehmen. Er nimmt ein gesatteltes Pferd und vier Husaren von seiner Abtheilung mit und versichert sich Schölchers um jeden Preis, liefert ihn dann in der Nacht noch nach Friedberg an den dort in Quartier liegenden Herrn Escadrons-Kommandanten, von dem er weitere Befehle erhält.

v. Passewitz, Rittmeister.

Schölcher hielt das Papier sprachlos vor Erstaunen in Händen und der Unteroffizier fuhr fort: Wir waren auf dem Wege nach Lindenthal, sahen Ihn aber mit den Kindern und nahmen Ihn also gleich in Empfang, sobald wir unserer Sache gewiß waren."

„Was wird mit mir geschehen?" sagte Schölcher.

„Weiß es nicht. Der Soldat hat blos Ordre zu pariren", sprach Unteroffizier und ließ sich sein Essen mit größter Ruhe trefflich schmecken.

„Ihr wußtet aber doch, wohin und an wen Ihr mich abliefern solltet; hier steht es ja!" sagte Schölcher und hoffte, den Soldaten Lügen zn strafen.

„Behüte!“ entgegnete der Unteroffizier, der sich an der Pein seines Gefangenen zu laben schien,“ denn der Herr Rittmeister unserer Escadron haben selbst von Herrn von Passewitz diesen Befehl erhalten und in Friedberg werdet Ihr so wenig bleiben, als wir, da wir uns auf dem Marsche in eine Garnison der Mark befinden.“

„Was will man denn aber um aller Heiligen willen mit mir beginnen, und wer ist dieser Herr von Passewitz?“ rief Schölcher verzweiflungsvoll.

Man wird einen tüchtigen Reiter aus Euch machen“, sagte der Unteroffizier und die Soldaten brachen in ein wieherndes Gelächter aus, als Schölcher mit allen Zeichen des Abscheus aufsprang.

„Setzt Er sich, Musjö,“ schnauzte ihn der Unteroffizier an, und halt Er jetzt Sein Maul, wenn Er nicht statt zu plaudern, lieber f.....n und s.....n will. —

Die Soldaten überließen sich nun ihrer guten Laune schonungslos und Schölcher bemerkte, daß sie ihn bisher blos zum Besten gehabt und mit seiner Angst ein freches Spiel getrieben. Er hatte Lust, alles zu wagen, zur Thüre hinaus zu stürzen, sich auf eines der Pferde zu werfen und auf Leben und Tod davon zu jagen. Allein die Soldaten hatten scharfe Augen und der Unteroffizier klopfte plötzlich, indem er ihn sehr bedeutsam ansah, auf das neben seinem Teller liegende Pistol, das er bereits zum augenblicklichen Gebrauche gespannt hatte, als wüßte er die Gedanken seines Gefangenen.

Schölcher saß stumm und brütete. Tausend Entwürfe, um seine Freiheit wieder zu gewinnen, durchkreuzten seinen Kopf; aber das Pistol und der aufmerksame Blick des Korporals Hansemann warfen diese Projekte, noch ehe sie zur Ausführung kommen konnten, über den Haufen. So wurde es zwei Uhr nach Mitternacht. Der Unteroffizier zahlte den Wirth in blanker Münze, befahl dann den Aufbruch, Schölcher wurde abermals in die Mitte genommen und der nächtliche Marsch wurde fortgesetzt.

Gegen vier Uhr erreichte der Zug die ersten Häuser von Friedberg. Hier waren die Husaren schon munter, fütterten, putzten Rosse, Kleider, Geschirr und Waffen und Hansemann nebst seinen Begleitern wurden mit lautem Halloh! begrüßt. Der Unteroffizier ritt vor das Gasthaus, wo der Rittmeister der in dem Orte einquartirten Schwadron lag. Allein der Offizier war noch nicht wach. Schölcher mußte nun absteigen und in das Wirthszimmer eintreten. Hier war der Erdboden mit Stroh bedeckt und eine Menge Leute lagen auf demselben umher. Beim Eintritt der Husaren erhoben sie sich und der Knecht begann nun, das Zimmer auszuräumen und nachdem er aus einem Gießbecher Wasser umhergesprengt, dasselbe mit einem Reiserbesen hinauszukehren. Der hierdurch entstehende Staub, die im Zimmer herrschende Hitze und der Einfluß der durch das alles entstehenden schlimmen Luft machte unsern armen Freund krank. Er erbleichte

und bat nur um einen Trunk frischen Wassers und um den Genuß der reinen Morgenluft. Allein die Soldaten hatten für seine Leiden kein Gefühl und als ihm endlich ein Mädchen aus Barmherzigkeit Wasser brachte, vermochte er auch dieses nicht zu genießen. Er war also genöthigt, bis um sieben Uhr in der abscheulichen Atmosphäre dieser menschenüberfüllten Stube auszuhalten, den rohen Wachstubenwitzen der gemeinen Soldaten zur Zielscheibe zu dienen und so den letzten Rest seiner Kräfte einzubüßen.

Welch' ein Wechsel innerhalb zwölf Stunden!

Endlich schien seine Erlösungsstunde geschlagen zu haben. Der Offizier hatte gefrühstückt und befohlen, den „Rekruten" vorzuführen. Schölcher folgte dem Soldaten, der ihn abzuholen kam, mit erleichtertem Herzen nach. Er wurde in das obere Gelaß des Hauses geführt und mußte hier vor der Thüre eines Zimmers noch eine gute Weile stehen. Aus dem Zimmer schallte fröhliches Gelächter und die Stimmen mehrerer Männer. Endlich wurde die Thüre aufgerissen; ein hübscher junger Mann, den die Husaren-Lieutenantsuniform trefflich kleidete, sah hinaus und rief:

„Herein da mit dem Magister!"

Der, dem dieser Witz galt, ging entschlossen hinein und warf einen Blick in dem Gemache umher. An einem Tische saß, eine Tasse Kaffee vor sich, der Rittmeister, neben ihm ein jüngerer Offizier. Ein dritter Mann in Uniform, von ernstem Ansehen

lehnte am Fenster und sah hinaus, als kümmere er sich nichts um die hier beginnende Verhandlung und der Lieutenant, dessen wir zuerst erwähnten, schloß hinter Schölcher die Thüre und gieng dann, unsern Freund vom Kopfe bis zu Fuße musternd, an ihm vorüber, um wieder am Tische Platz zu nehmen.

Schölcher grüßte wie ein gebildeter Mann und erwartete dann mit klopfendem Herzen, was man mit ihm beginnen würde. Der Eindruck, den seine Erscheinung auf die Offiziere machte, war nicht ungünstig und der Rittmeister fragte deßhalb ernst:

„Ist Er der Hofmeister des Barons Walitzki?

„Ja, Herr Rittmeister!" sprach Schölcher ernst.

„Wie heißt Er?"

„Seraphin Schölcher."

„Er wird unter die Seckler-Husaren eingereiht",

„Ohne meine Einwilligung?" Herr Rittmeister, ich bin nicht gesonnen, Kriegsdienste zu nehmen, und gewiß am allerwenigsten in der preußischen Armee," sprach Schölcher bestimmt und muthig.

„Nach Seiner Einwilligung zu fragen habe ich weder Auftrag noch Lust. Ob er will, ist gar keine Frage; Er muß!" sagte der Rittmeister ernst.

„Das wäre außerordentlich", rief Schölcher muthig. „Wer hat das Recht, einen ehrlichen Mann seiner Freiheit zu berauben und ihn zum Soldatenstande zu nöthigen? Sagen Sie mir das, Herr Rittmeister!"

Der Offizier strich gleichgiltig seinen Schnurbart und sprach: „Es ist höherer Befehl; ich habe blos

zu gehorchen und kümmere mich nichts um Seine Einwendungen. Fühlt er sich gekränkt, so thue Er, was Er kann, um wieder loszukommen. Bedenke Er aber, daß der Deserteur kriegsrechtlich verurtheilt wird!"

„Was könnte ich thun, Herr Rittmeister, denn ich bin weder gesonnen, wie ein gemeiner Missethäter zu entlaufen, noch mich geduldig dem zu fügen, was man über mich verhängen will;" sagte Schölcher.

„Beschwere Er sich bei der Regimentscommandantschaft, wenn Er will; das ist der rechte Weg. Jeder andere, sowie überhaupt alles Räsoniren, ist strafbar. Merke Er sich das. Nun bedenke Er die Wichtigkeit des Eides, denn ich werde ihn sofort zur Fahne schwören lassen!"

„Ich bin Oestreicher, Herr Rittmeister und kann dem Könige von Preußen nicht Treue und Gehorsam schwören!" sagte Schölcher entschlossen.

„Er muß, und jede Reservatio mentalis,*) die Er etwa nehmen wollte, ist Verbrechen. Das bedenke Er!" sagte der Rittmeister nachdrücklicher.

„Ich kann nicht!" sagte Schölcher verzweiflungsvoll.

„Er muß!" rief der Rittmeister ergrimmt; „ich habe Befehl, Ihn zu vereidigen und Er muß schwören, sage ich Ihm!"

---

*) Geheimer Vorbehalt, den der Schwörende bei sich nimmt, um den Eid in seinen Augen ungiltig zu machen.

„O Gott, ich kann, ich darf nicht!" stöhnte Schölcher und seine Blicke irrten nach einem Auswege.

Die Offiziere waren aufgestanden, als der Rittmeister zur Beeidigung schreiten wollte. Jener Offizier, der im Fenster lehnte, sah ernst und theilnehmend auf den jungen Mann, während die Andern vielmehr erbost wurden über den Widerstand, den Schölcher zu leisten wagte. Der Rittmeister sprach jetzt:

„Junger Mann, ich habe Befehl, Ihn zu vereidigen und ich werde diesen Befehl vollziehen. Ich ehre Seine Gefühle, allein ich darf Seinen Widerstand nicht dulden. Was Ihm widerfährt, ist das Schicksal von tausend Andern. Wir haben nicht das Recht, darüber Bemerkungen zu machen, oder anzuhören. Er scheint mir verständig zu sein; darum mache ich mit Ihm mehr Umstände, als ich sollte. Nun leiste Er Gehorsam und schwöre Er ohne Vorbehalt!"

„Nimmermehr!" sagte Schölcher entschlossen.

„So muß ich Zwang anwenden;" sagte der Rittmeister entschlossen. „He da, Posten!"

Zwei Husaren traten mit gezogenen Säbeln ein und stellten sich hinter Schölcher auf.

„Ich bin entschlossen, Ihn zu zwingen", sagte der Rittmeister drohend. „Will er schwören ohne Vorbehalt, oder nöthigt Er mich, mit Ihm das Aeußerste zu versuchen?"

Schölcher sah den Offizier an; er warf einen Blick auf die Soldaten, die dicht an ihm standen.

Es war unmöglich, zu entrinnen und er erkannte, daß jeder Widerstand nutzlos sei. Da brach sein Muth, da wußte er, was ihm bei fernerem Widerstand drohte. Er erbleichte und sprach feierlich: „Wohlan denn, ich bin bereit, da ich nicht anders kann. Aber mein Eid ist kein freiwilliger, sondern ich leiste ihn erzwungen. Das bekenne ich vor Gott! Ich berufe mich auf die Gerechtigkeit Gottes und der Menschen, und erkläre diese meine gewaltsame Einverleibung unter das preußische Heer für eine gesetzlose und sträfliche Gewaltthat. Ich protestire dagegen und werde mein Recht mit allen Mitteln verfolgen, die mir zu Gebote stehen und je zu Gebote stehen werden."

Die Offiziere waren sehr ernst geworden. Schölchers Vereidigung war bald vorüber und der Rittmeister ließ ihn den Anwerbeschein unterzeichnen und zählte ihm sodann zehn Thaler hin, das für einen Angeworbenen gewöhnliche Handgeld. Schölcher unterschrieb zwar, schob aber das Geld zurück und weigerte sich, es anzunehmen.

„Sei Er klug und stecke er Er das Geld zu sich; will Er es nicht behalten, so wird er anderweitige Gelegenheit finden, es nach Seinem Willen zu einem Zwecke zu verwenden. Doch dürfte es Ihm gute Dienste leisten;" sagte der Rittmeister, der sich einer Regung von Mitleid nicht erwehren konnte.

Schölcher sann einen Augenblick nach; dann zog er das Geld ein, steckte es in die Börse und blieb der ferneren Befehle des Rittmeisters gewärtig ste-

hen. Der Offizier war zu den übrigen getreten und bemerkte erst jetzt, daß Schölcher noch im Zimmer sei. „Trete Er ab, warte Er aber vor der Thüre, bis ich Ihm rufe!“ sagte er und Schölcher verließ mit den Husaren das Zimmer.

Nach einer Weile wurde ihm wieder befohlen, einzutreten. Der Rittmeister trat ihm näher und sprach gutmüthig: „Mache Er einen braven Soldaten; ich werde Ihn seinem Eskadronskommandanten empfehlen. Folge Er meinem Rath und vielleicht läßt sich dann etwas für Ihn thun. Es ist mir leid um Ihn; Er scheint besser zu andern Dingen, als zum Soldaten gemacht. Allein das ist nun Sein Loos, also trage Er es als ein Mann und schicke Er sich mit Fassung in Seine Lage. Adieu!“

Schölcher trat mit bebenden Lippen ab, fand unten seinen Korporal Hansemann wieder und außer diesem noch zwei Husaren. Ein Pferd war für ihn bereit und nachdem unser Freund ein Glas Wein zu seiner Stärkung getrunken, ging der Marsch weiter, hinaus in die frische freie Morgenluft. Wohl schnürte ein herber Schmerz unserm Freunde die Brust zusammen; wohl wallte es heiß in ihm auf und Zorn, Kummer und Herzeleid raubten ihm fast den Athem; allein das, was geschehen war, konnte nicht mehr geändert werden. Vergebens suchten seine Reisegenossen ihn hie und da durch ein freundliches Wort aufzuheitern; vergebens wirbelte die Lerche ihren Gesang, leuchtete der warme

Sonnenstrahl an Schölchers Brust. Ein eiserner Panzer schien sich um dieselbe gelegt zu haben und unter all den Wesen, die hier fühlend mit Lebenslust und Frohmuth dahinzogen, war Er der einzige, der nur Bitterkeit und Weh empfand.

Die Revue. Schölcher und der General Ziethen. Der Major von Passewitz gibt Schölchern Aufklärungen.

Das Regiment, zu welchem Schölcher transportirt wurde, lag in verschiedene Garnisonsstädte der Mark vertheilt. Es waren treffliche Truppen; bei den Szekler-Husaren insbesondere standen sehr viele kriegsgewohnte Offiziere und eine große Anzahl der Unteroffiziere und Gemeinen hatte bereits die schlesischen Kriege mitgemacht. Schölcher wurde exerziert; sein jugendlich kräftiger Körper, seine ungeschwächte Gesundheit und eine angeborne Fügsamkeit und Gewandtheit half ihm über alle Klippen weg, an denen gewöhnlich junge Soldaten zu scheitern pflegen. Er betrug sich ernst und höflich gegen Jedermann, schenkte seinen Vorgesetzten die ihnen gebührende Achtung und erwarb sich durch ein so wohl bemessenes Betragen bald die Zuneigung aller derer, die ihm nahe standen.

Allein trotz dieser anscheinend willigen Fügsamkeit in alle Lebensverhältnisse stand dennoch sein Entschluß fest, alles aufzubieten, um vom Militär

so bald als möglich loszukommen. Er hatte sich nach Wien gewendet, um von dort Hilfe zu erhalten; allein er erhielt keine Antwort. Er hatte dem östreichischen Gesandten in Berlin seine Lage schriftlich dargestellt; aber auch dieser Schritt blieb ohne Erfolg. Er schrieb an Herrn von Walitzki; aber der Brief kam uneröffnet zurück und wurde ihm vom Eskadronskommandanten mit der Bemerkung eingehändigt: daß Walitzki ein Landesverräther sei, geflüchtet wäre und daß dessen schlesische Güter sämmtlich für die Krone in Beschlag genommen wären. Was für Folgen es also für ihn haben müsse, wenn er in fernerem Briefwechsel mit Walitzki zu beharren wage, dieses müsse er selbst sich sagen können," setzte der Rittmeister, der Schölchern wohlwollte, warnend hinzu.

Im Anfang des August wurde das Regiment im Brandenburgischen zusammengezogen und von dem General Ziethen inspizirt. Zum ersten Male sah hier Schölcher alle Reiter, die mit ihm unter einer Standarte dienten. Wie erschrack er aber, als ihm ein Major vor die Augen kam, dessen Gesicht ihn sehr lebhaft an die Züge jenes Rittmeisters erinnerte, der einst im Frühling bei Herrn von Walitzki auf Besuch gewesen. Er war nicht bei den Szekler Husaren, sondern begleitete nur den berühmten General von Ziethen. Niemand von Schölchers nächster Umgebung kannte ihn; die meisten behaupteten, er müsse erst kürzlich zum Major avencirt sein. Seine Uniform war die der Put=

kammerhusaren, eines Regiments, das allerdings auch zu der im Sächsisch Märkischen stehenden Armee gehörte. Er schien das besondere Vertrauen Ziethens zu genießen, da der General ihn öfters ansprach, fragte und ihm Bemerkungen in die Brieftasche diktirte.

Es war ein prächtiger Anblick, dieses schöne Regiment auf einer weiten Haide manövriren zu sehen. Das Regiment hatte grüne Uniformen, lauter junge meklenburgische Pferde, kostbare Waffen, und bestand aus zehn Eskadrons, jede von 150 Mann. Die Leute waren auserlesen, trefflich exercirt, vollkommen für den Krieg ausgerüstet, die Offiziere auserwählt, mitunter aus den vornehmsten Familien des Landes; alles vom besten Geiste beseelt. Daher kam es denn, daß alles vom Oberst bis zum gemeinen Reiter herab beim Exerzitium und Manöver sich zusammennahm, um sich das Lob des ausgezeichneten Reitergenerals, vor dessen Augen alles geschah zu erwerben. Die Inspektion währte fast fünf Stunden, bis endlich die Ermüdung der Pferde Einhalt gebot. Das Regiment wurde nun zusammengezogen, und der General ritt näher, um an die Masse eine Anrede zu halten. Sie ist, obschon an sich unbedeutend, aufgeschrieben worden und wir sind deshalb im Stande, sie unsern Lesern mitzutheilen.

„Jungens", sagte der berühmte Feldherr, „Ihr habt gezeigt, daß Ihr was Tüchtiges gelernt habt. Ich will es dem Könige sagen. Nun wirds denn

ins Feld gehen! Da thut eure Schuldigkeit und macht von Euren Kenntnissen eine solche Anwendung, daß auch der König mit euch zufrieden sein kann. Wollt Ihr das thun?"

„Ja!" schrie das ganze Regiment begeistert.

„Nun wohl, haltet Euer Wort. Adieu!" sagte der General freundlich, ließ die Soldaten defiliren und ritt dann in sein Quartier zurück.

Der Zufall wollte, daß auch die Escadron, bei welcher Schölcher stand, in demselben Orte einquartirt war. Unser Freund hatte kaum sein Pferd besorgt, so wagte er es, in voller Uniform nach dem großen Gasthause zu gehen, woselbst die Generalität speiste. Hier wimmelte alles von Dienern. Schölcher fragte sogleich, wer der Major vom Regimente Putkammer wäre? und erfuhr, er heiße v. Passewitz und sei erst vor Kurzem avencirt. Er fragte nun, ob er bei dem General nicht vorgelassen werden könne. Man sah ihn mit großen Augen an und versprach, ihn nach Tisch zu melden. So lange hieß es also geduldig warten.

Endlich verließen die Oberoffiziere des Regiments, welche bei Ziethen gespeist hatten, das Gasthaus und nun rief der Kammerdiener unsern Freund nach oben. Die offenstehende Thüre des Speisesaals ließ Schölchern einige Offiziere sehen, welche noch traulich bei einer Flasche Wein saßen. Er folgte nun dem Kammerdiener in ein an den Speisesaal stoßendes kleines Gemach, vor dessen Thüre er warten sollte, bis er gerufen werden würde. Schöl-

chern schlug das Herz; aber er war entschlossen, alles aufzubieten, um Gerechtigkeit zu erlangen. Ehe er noch völlig mit seinen Gedanken im Reinen war, öffnete der Kammerdiener die Thüre und ließ ihn eintreten.

Da stand nun der General, den er heute schon bewundernd betrachtet. Ziethen war damals 57 Jahre alt; er war noch ein kräftiger Mann, von mittlerer Größe, mit markirtem Gesicht, blitzenden Augen, die Gutmüthigkeit, Verstand und Kühnheit zugleich sprechend ausdrückten, unschön von Zügen, aber dennoch hatte er etwas, das für ihn einnahm und Respekt und Zuneigung einflößte. Sein ganzes Wesen war militärisch, schlicht, einfach, und da er ohne Stolz war, so behandelte er Jedermann von General bis zum Gemeinen herab kurzweg, aber gütig, sobald nur Einer seine Pflicht that. Daher war er der Abgott des gemeinen Mannes wie des Volkes überhaupt und es gefiel ihm sehr wohl, wenn man ihm zutraulich nahete, ohne dabei die Grenze der seiner Stellung gebührenden Achtung zu überschreiten. Solche, die das verstanden, merkte er sehr wohl und sah sie selten, ohne ihnen, wenn auch nur durch ein Wort, zu zeigen, daß er sie nicht vergessen hätte.

„Wie heißest du, mein Sohn?“ fragte der General, weil Schölcher verwirrt war und nicht sogleich Worte fand.

„Ich heiße Schölcher und bin ein Oestreicher“, sagte der junge Mann.

„Was willst Du von mir?“

„Euer Excellenz verzeihen! ich komme, um Ihre Hilfe anzuflehen!“ rief Schölcher mit vor Bewegung bebender Stimme.

„Die soll Dir nicht fehlen, wenn ich dir helfen kann; verlaß Dich drauf“ sagte der General und sah Schölchern begierig an.

„Euer Excellenz, ich habe studirt und war Hofmeister des Herrn von Walitzki.“

„Was ist das für eine Familie?“

„Schlesischer Adel, Excellenz.“

„Schon gut, weiter!“

„Ich war dort ein halbes Jahr, da wurde ich bei der Heimkehr mit meinen Zöglingen von einem Spatziergange von Husaren arretirt, fortgeführt und gezwungen, dem Könige den Eid auf die Standarte zu leisten.“

„Wie? man zwang Dich?“ sagte der General.

„Ja, Ew. Excellenz!“

Der General lächelte ungläubig und sprach:

„Hast du Beweise? Wer vereidigte Dich?“

„Herr Rittmeister Baron von Sternfeld!“

„Vom Regimente?“

Ja, Excellenz, und ich las einen Haftbefehl unterzeichnet von einem Herrn Rittmeister von Passewitz, in Folge dessen die Husaren mich von Lindenthal nach Friedberg und von dort, nachdem ich verpflichtet war, hierher brachten.“

„Wie lange ist das her?

„Fast fünf Monate!“ sagte Schölcher.

„Der ehemalige Rittmeister von Passewitz ist nun Major im Regiment Putkammer, mein Sohn. Er ist hier anwesend; ich werde ihn wegen Deiner Angelegenheit befragen. Warte hier!" sprach der General und verließ das Zimmer ziemlich rasch.

Bald darauf kehrte er aber zurück und ihm folgte der genannte Offizier. Schölcher erkannte ihn jetzt bestimmt wieder und der Major maß ihn gleichfalls von Kopf zu Fuße.

„Die Sache klärt sich auf;" sprach der General, indem er Schölchern fest ins Auge faßte und der Ton seiner Stimme zeigte Schölchern, daß die Gesinnung des Generals sich geändert hätte. „Du bist allerdings gegen Deinen Willen Soldat; allein das hat weiter nichts zu bedeuten, wenn Du nur Deine Schuldigkeit thust. Es ist recht, daß du dem Monorchen dienst, dem Du einst die schuldige Ehrerbietung verweigertest und so durch treue Dienste Deinen Frevel abbüßest. Ich werde Dich notiren lassen, und mich bei Gelegenheit nach Deinem Verhalten erkundigen. Thue Deine Pflicht!"

Hiemit schied der General und ließ Schölchern bei dem Major zurück, der ihn fortwährend scharf im Auge behalten hatte, sich ihm jetzt einige Schritte näherte und ihn folgendermassen anredete:

„Er ist jetzt preußischer Husar. Ich hatte anfangs die Absicht, Ihn bei meinem Regimente einreihen zu lassen, um Ihn beständig unter den Augen zu haben. Doch Er hätte daraus vielleicht auf eine persönliche Rache geschlossen, welche ich für

Sein freches Betragen gegen mich und für seine Mißachtung vor Sr. Majestät, dem Könige, an ihm hätte nehmen wollen. Deßhalb überließ ich es dem Zufalle, wohin Ihn dieser führen würde und heute finde ich Ihn hier. Sein Herr Rittmeister ist noch mein Tischnachbar. Er gibt Ihm das beste Lob. Das höre ich gerne. Bleibe Er ein braver Soldat und mache Er wieder gut, was Er verschuldet hat."

„Dürfte ich mir noch eine Frage erlauben, Herr Major?" sagte Schölcher vor Zorn zitternd.

„Spreche Er ungenirt;" sagte der Major mit einem feinen Lächeln.

„Geschah es auf Ihren Befehl, daß ich im Militär eingereiht wurde?"

„Nein, aber ich läugne nicht, daß es auf meinen Betrieb hin geschah;" sagte der Major.

„Ich habe gehört, Herr von Walitzki sei der Landesverrätherei beschuldigt und entflohen. Rührt diese Beschuldigung auch von Ihnen her?"

Der Major verfärbte sich etwas, lächelte höhnisch und sprach: „Nein, ich bin kein Diener der Polizei, das muß Er als Soldat wissen. Ich verzeihe ihm aber Seine aus Unwissenheit begangene Unschicklichkeit," fügte er nachdrücklich hinzu.

„Herr Major, ich bitte um Verzeihung, wenn ich gefehlt; habe es geschah wirklich aus Unwissenheit. Ich werde mich fortwährend bemühen, mich besser zu unterrichten."

„Das ist ganz der „rechte Weg", sprach der

Major dem Anscheine nach sehr ruhig, „übrigens bemerke ich auch, daß er noch nicht genug gelernt hat. Ich will sorgen, daß Er eindringlicher belehrt werde. Adieu!"

Schölcher machte seine Honneurs und verließ bebend vor Zorn das Zimmer. Er hatte den Major nur zu gut verstanden und fürchtete Alles von der Rache dieses Mannes.

Die ersten Kriegsvorfälle. Das nächtliche Vorpostengefecht. Schölcher wird vom König Friedrich überrascht.

Der Krieg hatte begonnen, die Regimenter waren in Bewegung; Sachsen, das unglückliche Schachbrett, auf dem fast zwei Jahrhunderte lang die Schwerter gemessen wurden, ward abermals der erste Platz, wo Blut vergossen, das erste Land, das von zahlreichen Armeen ausgesaugt werden sollte. Eine preußische Armee von 80000 Mann ergoß sich wie ein verheerender Strom über dasselbe und Preußens Krieger kamen als Feinde. Wie in höheren Kreisen die Schonung bei Seite fiel, als Zorn und Leidenschaft allein ihr Recht verfochten, so glaubte jeder Krieger das verletzte Recht seines Königs an den armen Unterthanen eines nur zu befangenen und schlimm bedienten Fürsten ahnden zu müssen und in Kurzem seufzte das unglückliche Land über tiefe, tiefe Wunden.

Das Regiment, in welchem Schölcher diente, war der Avantgarde des Armeekorps zugetheilt, welches anfangs der Herzog Ferdinand von Braunschweig führte. Dieses nahm seinen Marsch an der Elbe und zwar an der linken Seite des Stroms über Wittenberg, Torgau, Meißen und von da über Kesselsdorf nach Dresden. Der König übernahm während des Marsches die Führung dieses Corps in eigener Person und überließ es dem Herzog von Braunschweig, den rechten Flügel zu dirigiren, der aus dem Herzogthum Magdeburg über Halle, Leipzig, Borna, Chemnitz, Freiberg, Dippoldiswalde nach Dresden zum allgemeinen Sammelplatze der Armee gehen sollte. Den linken Flügel kommandirte der Herzog von Bevern und dieser stellte sich Pirna gegenüber auf. Bis zum 6. September war schon die ganze preußische Armee in der Nähe von Dresden versammelt.

Dagegen bestand die ganze sächsische Armee aus kaum 15000 Mann, welche noch im Augenblicke des Einrückens der Preußen in ihre verschiedenen Garnisonen zerstreut waren. Dieser Armee blieb, wollte sie nicht gefangen werden, nichts übrig, als — ihr Vaterland zu verlassen. Friedrich machte dem König von Polen und Churfürsten von Sachsen Friedens- und Allianzvorschläge. Allein dieser Monarch hoffte auf Hilfe aus Oestreich, ließ seine Armee ein befestigtes Lager bei Pirna beziehen, welches er für unüberwindlich hielt, da er Oestreichs Heer nahe und gerüstet wußte und von wo aus er sich

selbst nach Böhmen zurückziehen konnte. Er beschloß also, die Vorschläge des Königs von Preußen zu verwerfen.

Dadurch wurde der König von Preußen allerdings davon abgehalten sogleich nach Böhmen, wie es sein Plan gewesen war, zu gehen, da er das sächsische Heer nicht in seinem Rücken lassen konnte. Er beschloß nun, die Sachsen einzuschließen und nahm seine Stellung bei Groß-Zedlitz in der Nachbarschaft von Pirna. Es gelang vollkommen; noch vor Ende des September litten die Sachsen an allem Mangel und waren in den kläglichsten Zustand versetzt.

Inzwischen hatte die östreichische Kaiserin über die Lage der Dinge in Sachsen genaue Nachrichten erhalten und ihrem Heerführer in Böhmen die gemessensten Befehle gegeben, zu marschiren und dem Könige von Polen Beistand zu leisten. Allein es fehlte bei der östreichischen Armee an Pontons und andern Kriegsbedürfnissen, welche erst in Wien angefertigt wurden. Ehe diese ankamen, konnten die Generale nichts thun.

In und um Pirna hatte sich also der König concentrirt und da das Lager der Sachsen vollständig eingeschlossen war, so hatte hauptsächlich die Reiterei die Aufgabe, die Sachsen auf das Genaueste zu beobachten, um ihnen jede Zufuhr abzuschneiden, sowie ankommende oder abgehende Depeschen aufzufangen. Die preußischen Husaren patrouillirten durch das Land und hatten Tag und

Nacht die anstrengendsten Dienste, dazu fast täglich Gefechte.

Schölcher lernte nun die Gefahren des Kampfes kennen. Er war schon oft genöthigt gewesen, zur eigenen Vertheidigung das Schwert zu gebrauchen, da die erbitterten Sachsen beim Zusammentreffen mit den preußischen Husaren wie Löwen fochten. Gleich zu Anfang gerieth er in eine Gefahr, aus der er kaum zu entrinnen hoffte. Es war Nacht; die Wachtfeuer loderten; auf der Seite von Pirna war alles still und Schölcher stand als Vedette weithin vorgeschoben. Der Säbel hing an seiner Rechten, das gespannte Pistol hielt er in der Hand; alles um ihn her war still; nur von ferne tönte der Ruf: Habt acht, Posten! und die jeweilige Antwort: Halt, wer da? Alles wohl!" herüber. Da schien sich etwas Dunkles ihm gegenüber zu bewegen. Es war da ein tiefer trockener Graben. Plötzlich fuhren Gestalten empor, das Donnern der Hufe verrieth, daß Feinde nahe waren. Schölcher feuerte sein Pistol ab, seine etwa zwanzig Schritte hinter ihm stehenden Kameraden sprengten von allen Seiten herbei und kamen gerade recht, um ihm Hilfe zu leisten, denn eine starke Anzahl sächsischer Reiter, hinter denen Infanteristen aufgesessen waren, stürzten über ihn her. Pistolenschüsse krachten und dann kam es zu einem wilden Kampfe, der mit Schölcher und seiner Kameraden Tod zu enden schien. Die Säbel blinkten, Geschrei, Klirren, das Pfeifen der Hiebe, das Stöhnen der Rosse,

das Wimmern der Verwundeten, die, zur Erde gestürzt, jämmerlich zertreten wurden, alles dieses gab der Scene etwas Graußenerregendes. Schölcher war einer jener seltsamen Menschen, die auch in der furchtbarsten Gefahr noch Besinnung behalten und alles wahrzunehmen im Stande sind. Er war mitten im Getümmel den Schwertschlägen ausgesetzt, von denen ihn überall welche trafen, doch Keiner scharf, sondern meist flach, da die Hitze, die Wuth und die Finsterniß, sowie die Nähe der Feinde, sie verhinderten, zu sehen, was sie thaten. Einer der Sachsen, dessen Säbel zersprungen war, schlug unaufhörlich mit dem Griffe nach Schölchern und dieser konnte sich seiner nicht eher erwehren, als bis er einen andern, der ihm scharf zusetzte, vom Pferde gehauen. Jetzt wendete er sich rasch und versetzte dem Dragoner einen Schlag über den Kopf, daß dieser taumelte und um Pardon bat. Während das geschah, gaben die Sachsen Fersengeld und jagten davon, denn starke Abtheilungen preußischer Reiterei donnerten heran.

Erstaunt sah Schölcher rings um sich alles leer, den Boden bestreut mit sterbenden und verwundeten Menschen und Pferden und sich selbst, den Einzigen, dem zuerst Gefahr gedroht, der ihr zuerst allein ausgesetzt gewesen war, noch frisch, gesund und unverwundet, denn er fühlte keinen Schmerz. Noch hielt er den feindlichen Reiter fest, als seine Kameraden von der Verfolgung zurückkehrten. Sie

waren von einem scharfen Musketenfeuer empfangen worden und hatten es deßhalb für gut gefunden, umzukehren. Doch ließen sie dabei noch sieben Mann auf dem Platze, ohne einen Einzigen gefangen zu nehmen.

Der Rittmeister ließ nun Schölcher ablösen und dieser kehrte, seinen Gefangenen am Zaume des Pferdes nach sich ziehend, nach dem Hauptposten zurück. „Wo hat Er den Burschen her?“ fragte der Offizier, „ich traf ihn doch auf seinem Posten noch an.“

„Ich machte ihn während des Gefechts gefangen,“ sagte Schölcher, der wohl wußte, daß ihm der Rittmeister seit der Inspektion bei Brandenburg, wo er die Unterredung mit dem General und dem Major von Passewitz gehabt hatte, nicht mehr gewogen war.

„Entweder Er ist ein Glückskind, oder . . .“ der Offizier vollendete nicht und befahl ihm, den Gefangenen ins Lager zu transportiren und dort abzuliefern.

Das Benehmen seiner Vorgesetzten gegen unsern armen Freund war jetzt ein anderes geworden. Offiziere und Unteroffiziere, die Schölchern früher so gerne gehabt, zogen sich jetzt von ihm zurück und betrachteten ihn mit mißtrauischen Augen. Schölcher wußte nicht, warum; aber er fühlte, daß er doppelt Ursache hätte, sich zusammenzunehmen, um seinen Feinden keine Veranlassung zu gerechten Klagen zu geben. Er wollte nicht entfliehen; er

wollte aus dem preußischem Heere entlassen sein, aber vor aller Welt und mit Ehren. Denn da er nur gezwungene Dienste that, so lag ihm alles daran, seine Freiheit auf rechtlichem Wege zu erhalten. Seine Gegner ahneten etwas von diesen Gedanken und da Schölcher durch seine Einverleibung unter das Militär noch nicht gebeugt schien, so hofften sie auf eine Gelegenheit, ihn noch schwerer zu treffen. Sie kam; das Maß der Prüfung, welche die Vorsehung über unsern Freund verhängen wollte, war noch nicht gefüllt.

Erst auf dem Rückwege in das Lager kehrte das durch die Aufregung und den Schrecken fast unterdrückte Gefühl bei Schölcher wieder zurück. Schmerzen über den Rücken, die Brust, den Hinderkopf und die Schenkel, zeigten ihm die Stellen, wohin er getroffen worden war und als er nach einer Stelle des Kopfes griff, wo es naß und kalt zu sein schien, hatte er die Hand voll Blut. Schölcher trug nach damaliger Sitte einen Zopf. Dieser war abgehauen und hing nur noch an wenigen Haaren. Er hatte die Kraft des Schwertschlages gebrochen, so daß Schölchers Hinterkopf kaum geschärft war. Wäre der starke Haarwuchs des jungen Mannes nicht gewesen, so hätte ihn der Hieb des feindlichen Reiters wohl auch unter die Verwundeten, ja wohl unter die Todten hingestreckt, die mit ihren Leibern in dieser Nacht die Erde deckten, um am Morgen von ihr verschlungen zu werden.

Schölcher gab seinen Gefangenen ab, dem er nicht, wie es Sitte war, die wenige Baarschaft raubte, worüber der fremde Reiter selbst erstaunte und ihm Dankensworte nachrief.

Er selbst verfügte sich zum Feldscheer, um sich untersuchen und verbinden zu lassen. Die kleine unbedeutende Verwundung an seinem Kopfe ausgenommen, war er unverletzt. Dagegen schmerzten ihn die Stellen seines Leibes um so mehr, wo er flache Säbelhiebe erhalten hatte. Er wurde nun ins Lazareth befördert und für die nächsten drei Tage dienstuntauglich erklärt, eine Zeit, die er dazu benützte, um für seine Befreiung thätig zu sein. Vor allem bemühte er sich, auf irgend eine Weise einen Brief nach Wien zu befördern, um seine Verwandten über seine Lage zu beruhigen und zu bewirken, daß diese an Herrn von Walitzki schrieben. Allein das war oder schien völlig unmöglich, wollte er sich nicht der größten Gefahr aussetzen.

Der Krieg gieng aber seinen graußen Weg fort und mähte wie ein Schnitter auf seinem Pfade blutig und rasch Leben um Leben dahin. Es war dieser Kriegesanfang einem gewitterschwangern Morgen gleich, wo die aufsteigende Sonne nur dazu dienet, daß man die kommenden Wetterwolken, die sich auf allen Seiten des Horizontes empor thürmen, deutlicher und mit größerer Klarheit erkenne; und wie der Landmann den Blick darauf entschlossen hinwirft, indem er seine Hütte verläßt, weil er eben nicht anders kann, so ungefähr und mit

demselben Gefühle sah der König von Preußen und sein tapferes kleines Volk nach den Schwertern hin, die sich ringsum auf fast allen Seiten, in Ost und West und Süd und Nord, erhoben, um ihn und mit ihm all die Seinen dieses Mal ganz gewiß und für immer niederzuschmettern. Das war die Periode seines Lebens, wo der unbesiegbare Heldenmuth jenes Mannes um seines Volkes so gar hellglänzend und todesfreudig leuchtete, da wohl keine Aussicht war, daß er und sein kleines Heer einer solchen Macht auf die Dauer siegreichen Widerstand würden zu thun vermögen. Das wußte jeder Offizier, ja jeder Soldat, im preußischen Heere und darum verdienet dieses tapfere Heer nicht minder unsere Bewunderung, als sein herrlicher königlicher Führer. Da war kein Zagen und Bedenken, kein feiges Zurückweichen im Anblick der Gefahr, kein sich Fügen in des Feindes übermüthige oder gierige Forderungen, sondern ein fester Entschluß, für des Vaterlandes Bestand, Größe und Ehre das Leben freudig in die Schanze zu schlagen. Und dieser Entschluß und seine todesmuthige Durchführung hat Preußen so groß gemacht.

Schölcher war inzwischen wieder in sein Regiment eingereiht worden und machte, da ihn die Reihe traf, wieder seinen Dienst. Durch einen Zufall stand er nächtlicher Weile fast auf demselben Platze wieder als Vorposten, wo der oben erzählte Ueberfall stattgefunden hatte und zwar, um ein

neues zwar minder gefahrvolles, aber gewiß interessanteres Abentheuer zu erleben.

Es war Mitternacht vorüber; Schölcher erwartete jeden Augenblick die Ablösung und eben war eine Ronde vorbeigekommen. Gedankenvoll hielt er das geladene Pistol in der Hand und beobachtete sorgfältig die Schlucht, aus der vor acht Tagen die Sachsen herangeschlichen waren, als er plötzlich in seinem Rücken nach der Seite des preußischen Lagers hin ein dumpfes Getöse vernahm und bald den Ton vieler schneller Reiter unterschied. Die üblichen Rufe: Halt, wer da? dann wieder Stille, während die Parole leise gegeben wurde, waren vorbei und von dem letzten Reiterposten her naheten sich ihm zwei dicht in Mäntel verhüllte Männer. Schölcher rief sein: Wer da? und streckte den Reitern die Pistole drohend entgegen. Es war sehr helles Mondlicht und er bewunderte, während der vorderste der zwei Reiter ihm leise die Parole angab, dessen vom Monde hell bestrahltes Gesicht und blitzende Augen.

„Ist Er die letzte Vedette nach dem sächsischen Lager hin?“ fragte der Mann mit heller Stimme.

„Ja, mein Herr Offizier!“ war Schölchers Antwort.

„Wie stehts? ist's ruhig drüben?“

„Ganz still.“

„Kennt Er die Gegend?“

„Ja“

„Kann Er mich führen, so weit es ohne Gefahr geschehen mag?“

„Ich darf meinen Posten nicht verlassen;" sagte Schölcher und staunte den Mann an, der ihn immer schärfer ins Auge faßte.

„Darum laß ich ihn ablösen!" sagte der Mann und winkte seinem Begleiter. Dieser flog zurück und kehrte nach kurzer Zeit mit dem nöthigen Detaschement zurück.

„Ich werde mich in Begleitung dieses Mannes dem sächsischen Lager nähern. Bleib Er hier und sorge er dafür, daß alles sich still halte, bis ich zurückkehre!" sagte der Mann.

Der, welcher mit ihm gekommen, zog den Hut, näherte sich ihm und flüsterte ihm ehrfurchtsvoll einige Worte zu.

„Sei Er unbesorgt, ich muß selbst sehen und mein Pferd ist sehr flüchtig;" sagte der Mann, kehrte dann zu Schölcher zurück und sprach: Reite Er mir zur Seite und führe Er mich so nahe als möglich ans sächsische Lager. Wird Er mich nahe dort hinbringen, ohne daß wir entdeckt werden und es sonst was absetzt, so solls Sein Schade nicht sein, versteht Er?"

„Ja Ew. Gnaden!" sagte Schölcher, und der Ritt begann. Während beide schwiegen, überlegte Schölcher, daß es wohl das Vortheilhafteste sein dürfte, in die Schlucht hinabzutreten und verdeckt durch deren Abhänge sich den sächsischen Vorposten möglichst weit zu nähern. Beide waren kaum in der Vertiefung, als der Mann Schlöcher beim Arme ergriff und sagte: „Ich möchte gerne eine

etwas erhabene Stelle erreichen, die mir einen weiten Ueberblick gewährt."

„Ich kenne die Gegend," antwortete Schölcher „und dieser Weg führt uns zu einer Anhöhe, hinter der die ersten Vorposten der Sachsen stehen. Da sie mit Büschen bewachsen und nicht besetzt ist, so kann man fast ohne Gefahr ihren Gipfel besteigen und beim zufälligen Herankommen einer Ronde bin ich mit den Pferden in der Schlucht verborgen und Sie werden leicht Mittel finden, sich zu verstecken, bis sie vorüber sind."

„Woher weiß Er das?" fragte der Mann kurz.

„Wir versehen diesen Posten schon, seitdem wir in der Gegend stehen und da ich hier oft Wache stand und zwar bei Tage, wie bei Nacht, so weiß ich Bescheid. Auch machte ich jüngst bei einem Gefecht einen Unteroffizier gefangen, der mich überfiel und dieser schilderte mir die Gegend, weil ich nicht begreifen konnte, wie es ihnen möglich war, mich zu überraschen."

„Gut," sagte der Mann und winkte Schölcher, voran zu reiten. Beide ließen nun die Pferde eine Virtelstunde lang immer im Schritt gehen. Die Schlucht wurde immer tiefer und breiter, da sie sich nach einem Bache hinzog und das Rinnsal für die Regenwasser bildete. Es war sehr hell und doppelte Vorsicht nöthig. Schölcher konnte lange den erwähnten Hügel nicht sehen. Endlich bog die Schlucht nach Rechts und kaum waren unsere Rei-

ter noch ein paar Schritte weiter gekommen, so erblickten sie die Reihen der sächsischen Wachtfeuer.

„Halt!“ sagte der Mann und reichte Schölchern den Zaum seines Pferdes, stieg dann den Abhang links hinauf, der, wie Schölcher gesagt hatte, hier mit Büschen bewachsen war und nach kurzer Zeit hatte ihn unser Freund aus den Augen verloren.

Der Mond blinkte hell auf die Schabrake des Rosses. Schölcher sah dort eine in Gold gestickte Krone und das preußische Wappen. Er untersuchte die Halftern und fand in denselben köstliche mit Gold eingelegte Pistolen, wie er nie ähnliche gesehen. Das Pferd war desgleichen auserlesen schön und bewundernswürdig fein und muskulös gebaut und in der Halfter steckte neben der Pistole eine köstlich emaillirte goldene Tabatiere. Schölcher nahm sie, fand sie mit Schnupftabak gefüllt und auf dem Deckel das fein gemalte Portrait eines Frauenzimmers, unter dem die Worte standen: **Maria a son frère Frederic!** Bewundernd brachte Schölcher die Tabatiere wieder an ihren Platz und dachte bei sich, wie viel Zutrauen ihm doch dieser Mann, unstreitig ein hoher Befehlshaber, schenke. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Umgebungen. Es herrschte die größte Stille und er hörte deutlich, wie die sächsischen Vorposten einander zuriefen, antworteten und ein ungewöhnliches Geräusch im Lager herrschte. So verfloß wohl eine Viertelstunde. Schon begann Schölcher ängstlich zu werden, ob dem Manne nichts Schlimmes wie-

verfahren, indem er einen Unfall gehabt oder sich vielleicht zu weit vorwärts gewagt und gefangen genommen worden wäre. Da kehrte dieser den Hügel herab zu ihm zurück, stieg auf sein Pferd und sagte leise:

„Jetzt führe Er mich vorsichtig wieder zu seinem Posten zurück, aber genau dahin, wo wir wegritten.“ Schölcher ritt voran und sein Begleiter folgte ihm auf dem Fuße nach. Beide kamen glücklich und unangefochten zurück zu dem Vorposten, woselbst sie von dem andern Offizier erwartet wurden.

„Ew. Majestät, ich danke dem Himmel, daß Sie von diesem gewagten Zuge glücklich wieder bei uns angelangt sind!“ rief der Mann halblaut.

„Ach, mein lieber Vetter, es hatte nichts auf sich. Weiß Er, was die Sachsen vorhaben?“

„Parbleu, sie wollen sich doch nicht schlagen?“ sagte der Mann. (Es war der Prinz von Bevern.)

„Sie treffen Anstalten, die Elbe zu passiren; aber sie werden mir nicht entkommen!“ sprach der König. Schölcher erstarrte inzwischen vor Erstaunen; er wußte nun, wem er als Führer gedient hatte.

Der König wendete sich jetzt und winkte ihm. Schölcher näherte sich dem Monarchen mit einem eben so großen als verzeihlichen Herzklopfen, der ihn jetzt wohlwollend mit dem vertraulicheren Du ansprach, ein Zeichen großer Gewogenheit. „Du bist ein aufmerksamer Soldat,“ sprach Friedrich; „was für ein Landsmann?

„Oestreicher, aus Wien!“ sagte Schölcher mit Nachdruck.

Der König faßte den jungen Mann scharf ins Auge. Schölcher konnte den Blick nicht aushalten und schlug unwillkürlich die Augen zu Boden. „Wie lange dienst Du unter der Reiterei?“

„Ein halbes Jahr.“

„Freiwillig zugegangen?“

„Nein, gewaltsam dazu gezwungen durch Herrn Major von Passewitz“, sagte Schölcher unerschrocken.

„Dein Name?“

„Seraphin Schölcher, geweihter katholischer Pfarrvikar, ehemaliger Hofmeister des Barons v. Walitzki,“ sagte der junge Mann, entschlossen, die Gelegenheit zu benützen, um das Letzte für seine Befriedigung zu versuchen.

„Bist Du unzufrieden? Beklagst Du Dich über den von Passewitz?“ fragte der König und sah Schölcher schärfer an.

„Ew. Majestät, ich wünsche, meine Freiheit wieder zu erhalten! Ich bitte unterthänigst um eine Untersuchung,“ sagte Schölcher.

„Das soll geschehen, Du wirst weiter von mir hören!“ sprach der König mit gewohnter Schärfe, sagte dann seinem Begleiter einige Worte und ritt langsam dem Hauptposten der Husaren zu.

Der Prinz näherte sich Schölchern und sprach: „Sr. Majestät überreichen Ihm durch mich diesen Friedrichsdor. Trinke Er dafür auf des Königs Gesundheit und mache Er seinen Dienst als ein

ehrlicher Soldat, bis weitere Verfügung seinetwegen geschieht. Adjeu!"

Schölcher dankte überrascht und hiemit hatte die Unterredung ein Ende. Kaum abgelöst bemühte er sich aber, jedes dabei gesprochene Wort der Unterredung zum Andenken niederzuschreiben, wodurch wir in den Stand gesetzt sind, dieselbe unsern Lesern mitzutheilen.

Die Schlacht bei Lowositz.

Der König von Preußen hatte beschlossen, Böhmen anzugreifen um es sich zu unterwerfen, ehe die Kaiserin Maria Theresia im Stande wäre, ihre Truppen zusammenzuziehen, oder ihren Bundesgenossen möglich, sie zu unterstützen. Allein Sachsen hatte ein Heer und dieses war bei Pirna verschanzt, dadurch Meister von der Elbe und vertheidigte sich, obschon es nur **14000** Mann zählte und an allen Bedürfnissen Mangel litt, auf das Entschlossenste. Der König wurde wirklich durch dieses kleine Heer aufgehalten, denn er durfte es nicht wagen, nach Böhmen zu gehen, uud die Sachsen hinter sich als Meister von der Elbe zu lassen, weil er noch keine Magazine im Lande hatte und die Lebensmittel, welche das Heer bedurfte, nur auf Elbfahrzeugen nach Böhmen geschafft werden konnten. Auch scheiterten an der Festigkeit des Königs von Sachsen alle Versuche, ihn von dem Bündniß mit der Kaiserin abzubringen.

In Böhmen versammelten sich aber zwei große österreichische Heere. Um diese zu beobachten, sen-

dete der König ein ansehnliches Korps unter dem Befehle des Herzogs von Braunschweig nach Johannesdorf in Böhmen, um dort eine Stellung zu nehmen und der Feldmarschall Schwerin erhielt Befehl, sich bei Aujest aufzustellen.

Die Noth der Sachsen rief laut genug um Hilfe und der österreichische Feldmarschall Browne erhielt deshalb Befehl, sofort zu marschiren und den Sachsen Hilfe und Entsatz zu bringen.

Sobald der König von Preußen Nachricht davon erhielt, entschloß er sich, ein hinlängliches Corps zur Beobachtung der Sachsen zurückzulassen und selbst nach Böhmen zu gehen, um den Plan des österreichischen Feldherrn zu vereiteln. Die Oesterreicher langten an der Eger an, konnten aber erst am 30. September Anstalten zum Weitermarschiren treffen, da ihre Pontons und Artillerie erst so spät ankamen.

Am 25. September ritt der König in Begleitung seiner Generale nach Böhmen ab. Zum Succurs gingen die Szekler-Husaren mit ihm und also auch unser Schölcher. Dieser hatte in seiner Angelegenheit seit den oben erzählten Vorfällen nichts Neues mehr erfahren. Aber wie ward ihm zu Muthe, als er die österreichische Grenze überschritt und sein Vaterland, obwohl gezwungen, unter fremder Farbe, als Feind, umgeben von feindlichen Kriegern und im Gefolge eines Monarchen, der seiner Kaiserin gefährlichster Gegner war, betreten mußte. Wie würde er gezittert haben, hätte er gewußt, daß er sich Walitzki und dessen ihm so theueren Familie

mit jedem Schritte nähere, ja daß es binnen wenigen Tagen in der Nähe dieser guten Menschen zu einer scharfen Schlacht kommen würde.

Der Herzog von Braunschweig hatte Verstärkungen erhalten und seine Armee zählte nun 28 Bataillons und 29 Schwadronen Cavallerie nebst einer wohlbedienten Artillerie.

Am 28. September kam der König ins preußische Lager bei Johannesdorf und besichtigte Nachmittags die Stellung der Armee. Am 29. ritt er nach Aussig, um die dortigen Bäckereien zu besehen, gab aber Befehl, daß die Bataillone Herzog Ferdinand, Quadt, Anhalt Dessau, Grumbkow und Jung-Billerbeck nebst einer Schwadron Garde du Corps, den Dragonerregimentern Oerzen und Truchseß und vier Schwadronen Szekler-Husaren sich marschfertig halten sollten. Nach seiner Zurückkunft brach er auch wirklich mit diesem Corps um zwölf Uhr Mittags auf und rückte in das Lager bei Tirmitz etwas näher gegen Leutmeritz. Vorher war der Oberst und Flügeladjutant von Oelsnitz mit einem kleinen Detachement abgeschickt worden, um die Gegend und Wege bis Lowositz und Leutmeritz so weit zu rekognosziren, als es der Feind gestatten würde und wo möglich genaue Nachrichten von der Stellung des Feindes einzuziehen. Dieser kam gegen Abend zurück und brachte die Nachricht, daß der Feldmarschall Browne Brücken über die Eger hätte schlagen lassen und mit seiner Armee übergehen würde. Hierauf befahl der König,

daß die Brücke bei Aussig sogleich abgebrochen werden, das Grenadierbataillon von Gemmingen und das zweite von Zastrow die Stadt besetzen und die Armee der Avantgarde folgen sollte. Alles wußte nun, was kommen mußte. Der Eine freute sich mit muthigem Herzen auf die Schlacht, der Andere betete und bereitete sich auf sein Ende; alle aber waren gleichmäßig entschlossen, als Soldaten ihre Pflicht zu thun und sich tapfer zu schlagen.

Am 29. Abends kamen die Teten*) bei Tirmitz an; am 30. des Morgens um 3 Uhr brach das Heer wieder auf und setzte sich gegen Welmina in Bewegung.

Unsere Leser würden schwerlich verstehen, was nun folgt, wenn wir ihnen nicht die Gegend, in der sich die beiden Heere schlugen, genauer beschrieben.

Böhmen grenzt hier an das Erzgebirge, ist also in dieser Gegend besonders bergig. An der gegen Norden fließenden Elbe liegt das Städtchen Lowositz. Nördlich von diesem ist ein schöner mit Weingärten besetzter Berg, der Lowosch. Links Lowositz und dem Lowoschberge gerade gegenüber ist ein zweiter niederer Berg, Hamolka genannt, heiter dem sich waldige Höhen nach Westen ziehen, z. B. der Suttom, Koschtial u. s. w. Zwischen dem Lobosch und Hamolkaberge fand die Schlacht statt. Eine halbe Stunde südlich von Lowositz aber liegt am Abhang einer Anhöhe das

*) Von einem Augenzeugen beschrieben, wie er alles selbst gehört und gesehen.

schöne Dorf Lukowitz, damals dem Herrn von Walitzki gehörig, der das herrschaftliche Schloß gerade zu dieser Zeit bewohnte. Die Elbe fließt eine Viertel-Meile davon durch das malerische Thal und die herrlichen Berge spiegeln sich in ihren Fluthen. Die Weinberge zeigen überall ihr lebhaftes Grün und Mauern scheiden die einzelnen Plane und Parzellen von einander. Nirgends in Böhmen trifft man trefflicheren Feldbau; kaum irgendwo größere Fruchtbarkeit. Der sumpfige Moralbach, der sich links von Lowositz in die Elbe ergießt, durchschneidet den Wahlplatz und bildet gegen Westen mehrere Teiche.

Drei Schwadronen Husaren von den Szeklern und zwar jene Abtheilung, bei welcher Schölcher stand, hatten die Aufgabe, die Tete der Avantgarde zu bilden und so das Drama zu eröffnen. Schölcher hatte Muth; aber dieser wankte stark, als er sah, daß es zum Treffen käme, und eine Schlacht hatte er nie mitgemacht, also von dem, was eine solche Schrekensszene mit sich brachte, theils sehr unvollkommene, theils ganz irrige Begriffe. Er befahl seine Seele Gott und entschloß sich, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Die Soldaten tranken trotz der Abmahnung der Offiziere viel Branntwein, um die Schauer damit zu mildern. Das konnte und wollte Schölcher nicht thun, sondern er hielt es für Sünde, dem Tode in trunkenem Zustande entgegen zu gehen.

Der Marsch ging im Schritt, so daß die Infan-

terie folgen konnte. Gespräche waren verboten; es mußte die größte Stille gehalten werden. Auf die vierhundert Husaren folgten die Grenadierbataillons Jung-Billerbeck und Grumbkow, eine Schwadron Garde du Corps, fünf Schwadronen Truchseß-Dragoner, die Grenadierkompagnie des Gardebataillons, zwei Bataillons Herzog Ferdinand von Braunschweig, zwei von Quadt, zwei von Anhalt Dessau, die Furierschützen und fünf Schwadronen von Oerzen-Dragoner. Der Marsch ging nach Welmina, das noch eine kleine Meile vom Loboschberge gegen Norden liegt.

Die Armee selbst marschirte flügelweise ab und zwar nach rechts. Sie enthielt außer den schon genannten Truppen nach zwanzig Bataillone, 50 Schwadronen Reiterei und 50 Geschütze theils leichteren, theils schweren Calibers.

Da man wußte, daß der österreichische General Wied mit einigen tausend Mann leichter Truppen in der Gegend von Lowositz stand, so vermuthete der König von Preußen, daß der Loboschberg und die Berge um Radostiz und Kinitz bei dem Hamolkaberge besetzt sein würden. Seine Absicht war daher, das Lager bei Welmina zu nehmen und so den Ostreichern der Weg nach Sachsen zu sperren. Da dieses Lager sowohl durch Gebirge als auch durch die Elbe und einen kleinen Fluß trefflich gedeckt gewesen wäre, so hätte es große Schwierigkeiten bereitet, wenn es die Oestreicher hätten angreifen wollen. Sie hätten es zwar mit schwerem Geschütz

beschießen und so den Versuch machen können, die Preußen daraus zu vertreiben. Allein die Kanonade wäre dann beantwortet worden und der Erfolg also eine Schlacht gewesen, die der König suchen und nicht vermeiden wollte.

Noch war keine sichere Nachricht eingegangen, ob der Feldmarschall Browne wirklich die Eger passirt hätte. Die Szekler Husaren marschirten deshalb in größerer Sicherheit im Thale, hatten zwar wohl acht auf alle Zeichen, da es sehr dunkel war, aber glaubten sich dem Feinde nicht so nahe. Als sie über die Höhen zwischen Aujest und Kutermirsch östlich von Welmina kamen, entdeckten sie in der Ferne hinter dem Lobosch und den ihm gegenüberliegenden Bergen lange dichten Reihen von Feuern. Es war das östreichische Lager. Der die Tete der Avantgarde führende Offizier sendete sogleich einen Adjutanten mit dieser Neuigkeit an den König, der sich bei der Avantgarde befand und ließ Halt machen. Jeder Soldat besah sich nun diese fernen Feuer, bildete sich daraus, so viel er konnte, seine Begriffe von der Stärke und der Stellung des Feindes und war stumm in Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Kaum war eine halbe Viertelstunde verflossen, so erschien der König selbst in Begleitung einer starken Bedeckung und umgeben von dem ganzen Generalstabe. Der Monarch hielt ganz in der Nähe der Schwadron, bei der unser Freund Schölcher stand und die Husaren waren deswegen Zeugen

des Gespräches, das der König mit seinen Generalen führte. Es war ein Offizier als Begleiter dabei, welcher jeden Ort der Gegend auf das genaueste kannte und dieser wurde nun vom Könige zu Rathe gezogen.

Der König von Preußen war etwa zwanzig Schritte vorgeritten und rekognoszirte die Gegend mit aller Sorgfalt eines erfahrenen Feldherrn. Nachdem er schweigend einige Minuten gestanden hatte, rief er: „Wo ist der mit diesem Terrain vertraute Offizier?“

„Hier, Ew. Majestät,“ rief dieser, indem er sich dem Könige näherte.

„Was ist das für ein Terrain?“ sagte der Monarch.

„Der rechtsliegende Berg heißt Lobosch; gegen Mittag ist er mit Weingärten, die durch steinerne brusthohe Mauern von einander getrennt sind, bedeckt. Die Nordseite ist Waldung. Links liegt der Suttomberg und vor diesem der Hamolka. Am Fuße der Berge fließt der sumpfige Morellbach und ergießt sich bei Lowositz in die Elbe. Das östreichische Lager ist in der Fronte durch die sumpfigen Niederungen, die dieses Wasser durchfließt, gedeckt.“

„Gut, das sehe ich,“ sagte der König, „aber Er soll mir sagen, ob diese Berge vom Feinde besetzt sind?“

„Ew. Majestät, das weiß ich nicht.“

„Man wird es erfahren,“ sagte der König und gab dem Adjutanten den Auftrag, dem die Avant=

garde führenden General zu sagen, daß er Befehl hätte, die Höhen von Radostiz und den Loboschberg sogleich ohne Verzug zu besetzen.

Die Colonnen setzten sich in Bewegung und verschwanden in der Nacht. Der König blieb auf dem Platze und alles war still, während dieser erste Zug auf dem blutigen Schachbrett des Kriegs gemacht wurde. Man erwartete jeden Augenblick, das beginnende Feuer zu hören, denn es war ein unbegreiflicher Fehler, wenn diese die Gegend beherrschenden Höhen nicht besetzt waren und einem so erfahrenen und vorsichtigen Heerführer, wie der Feldmarschall Browne, traute der König von Preußen einen solchen Fehler nicht zu.

Allein Stunde auf Stunde entrann in ängstlicher Erwartung und alles blieb still. Plötzlich sprengte ein Adjutant heran und rief laut: „Wo ist der König?“

„Hier,“ sagte Se. Majestät, „da reit Er heran! Was bringt Er?“

„Ew. Majestät, wir bestiegen die Anhöhen bei Radostiz ohne Hinderniß und ohne einen Feind zu hören und zu sehen. Wir haben uns dort gesetzt und erwarten Ew. Majestät weitere Befehle!“

„Gut!“ sagte der Monarch vergnügt; „reite Er zum Gefolge und halte Er sich bereit.“

Als der Monarch noch sprach, erschienen zwei Adjutanten und brachten Nachricht vom nördlichen Theile der Gegend. Sie erkannten den König sogleich und machten die Honneurs.

„Wie gehts? Sie fanden doch auch keine Feinde! sprach Friedrich.

„Ew. Majestät scheinen verborgene Dinge zu zu wissen!“ rief der Adjutant; „wir haben in der That den Berg Lobosch besetzt, ohne einen Oestreicher zu sehen. Nur am Fuße des Berges in den Weingärten ists nicht ganz geheuer?“

„Gibts Gespenster dort?“ scherzte der König.

„Ew. Majestät, es sind nur Kroaten und Panduren, die dort ihr Wesen treiben; aber sie haben noch keine Ahnung, daß wir ihnen so nahe auf dem Nacken sind;“ sagte der Offizier erfreut über die gute Laune des Königs.

„Stört sie nicht in ihrem Vergnügen, ehe es Euch geheißen wird,“ sagte der König und setzte dann an sämmtliche Adjutanten gewendet ernst hinzu: „Gehen Sie zu Ihren Commandeurs und sagen Sie ihnen, sie sollen stehen bleiben, bis sie weitere Befehle erhalten und ihre Truppen ruhig halten, damit man so lange als möglich ihrer nicht gewahr werde. Adjeu!“

Da es nun schon spät war und die Armee wegen der abscheulichen Wege noch ferne marschirte, so konnte man nicht weiter vorrücken. Der König von Preußen begnügte sich also vor der Hand, zwei Bataillone, Braunschweig und Quadt, in eine Schlucht zwischen dem Lowosch und Radostizer Berge, die ihm der obengenannte Offizier bezeichnete, zu stellen und den Herzog von Bevern mit den Grenadier-Bataillons Jung Billerbeck und Grumbkow und den beiden Bataillons von Anhalt bei Woparna

zu postieren, um eine Schlucht zu beobachten, welche dort hinter dem Lowoschberge von der Elbe herauf kommt. Die Soldaten erhielten jetzt Marschbefehl und stellten sich rechts von der Infanterie auf. Allein diese vier Bataillone waren noch immer zu schwach, das ganze Terrein zu besetzen, weshalb der Herzog von Bevern Befehl erhielt, wieder zum Könige zu stoßen. Allein bis der Herzog kam, wurde es Mitternacht, weil die Wege so beschwerlich waren, daß er alle Mühe hatte, durchzukommen.

Jetzt war die zweite Colonne angekommen und aus dieser nahm der König sogleich die beiden Bataillone Blankensee und stellte sie zur Verstärkung der vier Bataillons von der Avantgarde in die Schlucht; das Grenadierbataillon von Putkammer und das Regiment Itzenplitz aber mußten die Anhöhen bei Reschni Aujest besetzen. Der übrige Theil der Armee kam erst lange nach Mitternacht, marschirte durch Welmina und rückte bis an einen Hohlweg, der zwischen Frisen und Woparna hinläuft, vor. In dieser Stellung blieb alles die Nacht über unter dem Gewehr. Der Feind hielt sich dabei ruhig, als ob er keine Ahnung von der Anwesenheit der preußischen Armee hätte, worüber sich alles höchlich wunderte.

Es mochte Vier gewesen sein, als plötzlich von rechts herüber der Schall des Gewehrfeuers begann. Dort stand der preußische linke Flügel und da dieser von den Kroaten, die erwachten und marodiren wollten, zufällig entdeckt werde, so fielen einige

Schüsse. Aber das Geknacker hörte bald auf, da die Preußen es nicht erwiederten.

„Es sind Morgengrüße! sagte Friedrich der Große, als der Laut und das Geschrei in Stille erstarb; „wohl, sie wissen jetzt, daß wir da sind und das Anmelden ist überflüssig. Mit Tagesanbruch werden sich die Herren Generale hier einfinden, um mich beim Rekognosziren des Feindes zu begleiten.“

Ein Zelt wurde auf dem Platze aufgeschlagen und der König verschwand in demselben, um noch eine Stunde zu ruhen. Kaum graute der Tag, so war der vollständige Generalstab schon versammelt. Der König frühstückte und unterhielt sich im Zelte mit dem Herzoge von Bevern, der ihm zuweilen Nachricht brachte, wie es draußen stehe und seine Vermuthungen über die Witterung mittheilte. Szeckler Husaren und unter ihnen Schölcher standen rings in weiten Kreise als Sauvegarde um das Zelt.

„Wirds nicht bald Tag?“ rief endlich der König.

„Ew. Majestät, wir haben den stärksten Nebel der sich denken läßt,“ sagte der am Eingange des Zeltes stehende Herzog von Bevern.

„Das ist nicht vortheilhaft,“ sagte der König, der in diesem Moment hervortrat und die Generale höflich grüßte. Er stieg zu Pferde und war im Begriff abznreiten, als ein Adjutant sich rasch nahete und ihm zurief: „Ew. Majestät, man entdeckt feindliche Kavallerie, die sich in der Ebene formirt.“

Der König kniff die Lippen zornig zusammen

und sagte zu den um ihn stehenden Kommandeurs: „So bin ich im Stande, Ihnen selbst meine Befehle zu geben. Gehen Sie zu Ihren Truppen, führen Sie dieselben vorwärts und lassen Sie die Armee in Schlachtordnung aufmarschiren. Gott befohlen, meine Generale!“

Der Herzog von Bevern und der Herzog von Braunschweig blieben als Oberkommandeurs in der Nähe des Königs, bis sich die Regimenter und Batterien zeigten. Der Herzog von Bevern erhielt nun Befehl, mit dem linken Flügel auf den Lowoschberg zu rücken; der Herzog von Braunschweig aber sollte mit dem rechten Flügel die Höhen von Radostiz einnehmen. Nachdem sich der linke Flügel auf dem Lowoschberge und in den dortigen Weingärten formirt hatte, gab der König dem Herzog von Bevern Befehl, seinen Posten zu behaupten und nicht von dem Berge herunter zu gehen, um vorzurücken, möge geschehen, was da wollte, weil er die Absicht hatte, mit dem ganzen Treffen eine Schwenkung um diesen Punkt zu machen, um sich des vor ihm liegenden Dorfes und der noch weiter vorwärts liegenden Höhen, worunter der Hamolkaberg ist, zu bemächtigen.

Das Terrain war sehr weitläufig und deshalb mußte das zweite Treffen in das erste rücken, um es völlig zu besetzen, so daß die ganze Armee nur ein Treffen (eine Linie) formirte. Die Kaval-

lerie aber stellte sich in drei Treffen hinter der Infanterie auf.

So waren die Anordnungen. Der Tag war nebelig; man hörte den Feind, aber man sah ihn nicht. Die Armee war still; die Leute standen ernst, die Offiziere horchten. Sobald der linke Flügel sich auf den obengenannten Anhöhen anfing zu regen und zu formiren, was etwa um 7 Uhr Morgens geschah, wurde er von den Kroaten beschossen. So begann die Schlacht und beide Theile unterhielten ein beständiges Geknacker. Die Preußen jagten die Kroaten aus den Weingärten heraus und zogen sich, wie es ihnen befohlen war, wieder auf den Berg zurück. Da kamen denn stets die Kroaten wieder nach und fingen ihr Gewehrfeuer wieder an.

Während das geschah, ließ der König Artillerie in der Ebene auffahren. Die Kanoniere protzten ab, faßten den Feind in's Auge und richteten ihre Geschütze. Sie erhielten sofort Befehl, nach der unten sich formirenden östreichischen Kavallerie zu feuern. Und nun begann auch im Thale die Schlacht.

Die Szekler Husaren blieben zur Bedeckung der Geschütze und es sammelten sich hier alle Schwadronen des herrlichen Regiments. Schölcher sah viele seiner Kameraden bleich und erwartungsvoll. Viele prüften die Schneiden ihrer Säbel. Plötzlich krachte es laut in seiner Nähe. Eine Kanonenkugel hatte vier Mann sammt ihren Pferden zerrissen oder ver=

wundet und niedergeschmettert. Pulverdampf und Nebel machten, daß man wohl das furchtbare Krachen der Geschütze hören, aber nicht sehen konnte, wo sie standen. Man war also dem Tode preisgegeben, ohne wahrnehmen zu können, woher seine furchtbaren Würfel flogen. Einem Offizier, der kaum sechs Schritte vor Schölcher hielt, nahm eine Kugel den Kopf vom Rumpfe weg, daß das helle Blut zehn bis zwölf Fuß hoch in vielen Strahlen aufstieg. Lange saß noch der Rumpf, dessen Hand mit dem Schwert sich langsam senkte; das Pferd hatte keine Ahnung vom Tode seines Reiters, bis endlich die Nervenstärke erlosch und der Rumpf wie ein Bleiklumpen seitlängs zur Erde stürzte. Der Gaul, die verstümmelte Gestalt seines Reiters gewahr werdend, erschrack und floh entsetzt, ehe einer von den erschreckten Reitern sich seiner versichern konnte.

Glücklicher Weise schossen die östreichischen Kanoniere nicht fortwährend mit derselben furchtbaren Sicherheit. Nur die ersten Kugeln trafen. Die späteren fuhren brüllend über die Köpfe der Reiter hin. Desto gräßlicher wüthete das preußische Geschütz in den Reihen der österreichischen Reiterei. Diese war den Kanonenkugeln schutzlos preisgegeben und um sich der Kanonade, welche immer wüthender ward, nicht allzusehr auszusetzen, nahm sie verschiedene Stellungen an, wiewohl vergebens. Dabei ließ man sie auf eine unverantwortliche Weise ohne alle Hilfe, ausgenommen, daß der Feind aus

etwa acht bis zehn Geschützen antwortete und zwar ziemlich schläfrig und ohne Erfolg, denn vom Szekler Regimente waren bis jetzt nur ein Offizier und drei Gemeine todt und ein Unteroffizier und sieben Mann schwer verwundet. Die Husarenoffiziere riefen sich laut ihre Bemerkungen zu: „Welch' ein nutzloses Hinopfern so vieler braver Leute!" hörte Schölcher einen Rittmeister sprechen.

„Sehen Sie, was unten vorgeht?" fragte der Major den Befehlshaber der Artillerie.

„Wir können jeden Mann zählen, der getroffen wird; entgegnete dieser.

„Wie?"

„Kommen Sie. Sehen Sie, der Nebel ist dünn im Thale und wir haben deshalb nichts zu thun, als jeden Schuß wohl zu richten. Wir feuern, wie auf dem Kugelfang und haben ihnen wenigstens schon fünf hundert Pferde zu Grund gerichtet."

„Das ist erstaunlich. Man sieht nichts von der feindlichen Armee. Man weiß nicht, ob sie da ist, oder nicht!" rief der Major.

„Es ist ein Gefecht mit der Arieregarde; die Armee zieht sich zurück, Sie werden sehen, daß ich recht habe!" sprach der Artillerist.

„Der Feldmarschall Browne hat den Ruf eines einsichtsvollen und erfahrenen Generals; aber ich finde ihn hier nicht bestätigt. Er richtet seine Kavallerie nutzlos zu Grunde"; sagte der Major.

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß er diese Truppen so lange dem Feuer unserer Kanonen

preisgeben sollte, ohne daß er dabei einen Nutzen hätte. Vielleicht — — halt, was geht da vor?"

Die feindliche Kavallerie machte eine rasche Schwenkung, als ob sie sich den Batterien nähern und sie angreifen wollte. Die preußische Reiterei erhielt Befehl: Achtung! Vorwärts, Marsch!"

Aber plötzlich trafen kurz nach einander zwölf bis fünfzehn Schüsse bei den Oestreichern. Sie rissen ganze Glieder zu Boden; man sah, wie sich auf dem Boden lebende und verwundete Pferde und Menschen in gräßlichem Schmerze wanden und die folgenden Reiter erbarmungslos über die Gefallenen hinsprengten. Man erkannte sogar, wie die Rosse vor gefallenen Menschen und Pferden scheuten und wie hie und da noch ein Reiter oder ein Pferd aus den Reihen wankte, fiel, und liegen blieb. Schon am Fuße der Anhöhen angelangt, schmetterten die Trompeten der Oestreicher; sie schwenkten kurz ab, und verschwanden in Staub und Rauchwolken, die sie hinter sich zurückließen.

Die Preußen, schon bereit zum Einreiten und Einhauen, machten Halt und kehrten wieder in ihre Stellung zurück. Das Geschützfeuer begann nach kurzer Pause wieder und Schölcher war nach einem Augenblicke fast wieder auf seinem alten Platze.

„Was meinten Sie vorhin, als Sie abbrachen?" fragte der zurückgekehrte Major den Kommandeur der Artillerie.

„Ich glaube an keinen Rückzug der Oesterrei-

cher," antwortete dieser; „aber ich wollte wetten, der Marschall Browne hatte die Absicht, den König in eine Falle zu locken, sonst würde er seine Kavallerie nicht dem Feuer meiner Geschütze so lange preisgeben, und zwar auf einem Terrein voll Defileen, wo er sich durch jenen sumpfigen Morellbach selbst der Mittel beraubt hat, sie zu unterstützen".

„Beim Himmel, Sie mögen recht haben!" rief der Major.

Allein der König übereilte sich nicht; er führte seinen Plan konsequent durch und wenn die östreichische Armee wirklich über die Elbe gegangen wäre, so hätte er sie durch sein Manöver furchtbar in die Enge getrieben, so daß sie ihre Ariergarde über Hals und Kopf hätten zurückziehen müssen, oder sie wäre aufgerieben worden.

Inzwischen wollte der feurige Muth des preußischen Monarchen Entscheidung oder wenigstens Gewißheit. Da man die östreichische Armee nicht entdecken konnte, die Kavallerie aber noch immer in der Ebene stand, so ließ Friedrich seine ganze Kavallerie durch die Infanterie vom rechten Flügel gehen mit dem Befehl, die Oestreicher anzugreifen und zu werfen. Die Trompeten schmetterten; die Regimenter setzten sich in Bewegung unter freudigem Hurrah; anfangs in Schritt, dann sich in Linien im Trab formirend, ging es die Anhöhen hinab dem Feinde entgegen, welcher, froh gegen Menschen und nicht ferner gegen unangreifbare Geschütze

stehen zu müssen, sich vorsichtig zurückzog, um die Preußen auf einem Punkte zu erwarten, wo er sich mit ihnen messen konnte.

Voran ritten die Szekler, die ausgeruhteste Kavallerie. Der Trapp verwandelte sich trotz aller Befehle der Offiziere in Galopp und dieser unter Hurrah der Reiter in Karrier. In einem Augenblicke war man dem Feinde nah und nun trafen die Schlachthaufen mit furchtbarer Wucht auf einander. Da war kein Halten mehr; kein Schuß geschah; der Säbel, das Gewicht des Mannes, und sein persönlicher Muth allein entschied. Im Augenblicke waren die Oestreicher geworfen; was nicht niedergeritten oder zusammen gehauen ward, floh, so schnell es ging. Die Preußen jagten nach; die aufgelösten in unordentliche Haufen verwandelten Schwadronen strichen über das mit Verstümmelten und Leichen bedeckte Feld dahin. Der Soldat, von der Wuth des Mordens und Niedermetzelns ergriffen, war taub gegen alle Vorsicht, alle Rufe der Befehlshaber; er jagte mit Geschrei und übereinandergebissenen Zähnen in toller Hast dem Feinde nach, der spurlos verschwand oder in die Moräste des Morelbaches gesprengt wurde. Vergebens tönten den Szeklern Signale nach; umsonst deuteten einige der Vordersten auf Anhöhen, wo weiße Wolken sich erhoben, auf lange Reihen Infanterie, die sich zum Feuern rüsteten, die in den Dörfern, Hohlwegen und Gräben versteckt waren und nun gleich Gespenstern zahllos empor huschten. Die hintersten

drängten nach und so empfing denn eine Masse von wohl fünfzehn hundert Reitern ein Geschütz- und Kleingewehrfeuer von drei Seiten aus meist so gräßlicher Nähe, daß kein Schuß fehl gehen konnte. Dazwischen platzten die Granaten, die man von allen Seiten warf und in einem Augenblicke—ihr könnt es nicht so schnell lesen, als es geschah — lagen mehr als acht hundert Reiter und Pferde todt oder gräßlich verstümmelt auf dem Wahlplatze. Jetzt kehrte freilich um, was noch lebte, um sich eiligst zurückzuziehen. Allein eine neue Colonne östreichischer Dragoner schwenkte in Karrier um den Hügel und griff die Reste der Preußen mit dem blanken Schwert an, um sie völlig aufzureiben. Schölcher war von der rasenden Hast seiner Kameraden bisher mit dahin gerissen worden. Er war einer der äußersten und flüchtete einsam auf scheuendem Pferde längs des Morelbaches. Eine Wunde an der Stirne übergoß seine Augen mit Blut; vor Schmerz, Bestürzung und Angst fast besinnungslos ließ er dem Pferde den Zügel; es trug ihn vorüber an unbekannten Truppen. Man feuerte, hieb, stach, schlug, warf noch ihm; aber wie gefeiet entging er auf zehnfach wunderbare Weise dem Tode. Endlich wurde es einsamer um ihn; da er seine Kopfbedeckung verloren hatte und auch keinen Säbel mehr besaß, so hielt man den schwer Blutenden, Besinnungslosen, als er langsamer dahin ritt, wahrscheinlich für einen Oestreicher, der Hilfe beim Feldscheer suchte. So

ritt er immer langsamer dahin, bis er endlich an einem Zaune anlangte, diesem folgte, eine Strasse erreichte, links einen schönen breiten Fluß sah, den er aber nicht erkannte und so langsam dahin ritt. Rings um standen auf freiem Felde östreichische Truppenmassen; ungeheure Züge von Bagage-, Munitions-, Proviant- und Transportwagen bewegten sich rückwärts, um im Falle eines unglücklichen Ausganges des Treffens nicht den rückziehenden Truppen hinderlich zu werden. Auf Schölcher achtete Niemand. Er ritt in ein Dorf ein; dieses war von Oestreichern besetzt. Schölcher wurde angegriffen, befragt. Er nannte sich Oestreicher; seine Mundart verrieth den gebornen Wiener; dies schützte ihn. Man gab ihm Wasser; eine mitleidige Marketenderin schlang ihm einen leinenen Lappen um das wunde Haupt. Im Schlosse, bei dem er jetzt anlangte, waren die Quartiermeister, deren Diener ihn vom Pferde hoben und ins Erdgeschoß trugen. Eine verzeihliche Neugierde führte das männliche Gesinde des Gutsherrn hinab, denn die weibliche Dienerschaft war mit der Edelfrau und deren Kindern schon seit Tagen fort, um sich in das Innere Böhmens nach Prag zu begeben. Man wusch Schölchers Gesicht rein und ein Reitknecht des Gutsbesitzers war dabei der aufmerksamste Zuschauer. Er erstaunte über die Züge des Verwundeten; sie waren ihm bekannt. Auf seinen Ruf kam noch ein zweiter Bedienter, ein Kammerdiener. Kaum sah dieser Schölchern, so rief er: „Heilige Jungfrau,

es ist Herr Schölcher, unser Hofmeister"! und eilte, um seinen Herrn zu holen. Unsern Freund hatte also ein gütiges Geschick durch tausend furchtbar drohende Gefahren zu Herrn von Walitzki auf dessen bei Lowositz liegendes Gut Lukowitz geleitet.

Wir verlassen ihn aber noch einmal, um in die Schreckensszene, der wir mit ihm entronnen sind, zurück zu kehren. Der Angriff der preußischen Kavallerie war mißlungen; aber dieses Mißlingen schlug ihren Muth nicht nieder. Nachdem sie sich wieder formirt und verstärkt hatte, griff sie den Feind aufs Neue mit der größten Wuth an, warf ihn wieder über den Haufen und verfolgte ihn bis an seine Infanterie. Abermals brachen über den Morelbach Colonnen von Husaren, um die preußische Kavallerie in der Flanke zu nehmen. Allein dieses Mal war für einen solchen Vorfall Vorkehr getroffen; das langsam nachrückende Regiment Baireuth griff diese aus dem Hinterhalte hervorbrechenden Feinde an, stürzte sie ungestüm über den Haufen und befreite so die Preußen von einer drohenden Gefahr.

Durch diesen wiederholten Angriff war aber die Kavallerie so abgemattet, daß sie ohne Erholung zu Grunde gehen mußte. Der König befahl deshalb den Rückzug, der unter dem Schutze des Nebels um so leichter geschehen konnte, und die Regimenter ordneten sich wieder hinter der Infanterie.

Durch all diese wenn auch noch so hitzigen Gefechte war inzwischen noch kein Resultat erreicht

worden, eines ausgenommen: man wußte gewiß, daß die östreichische Armee noch da sei und obwohl man sie durchaus nicht sehen konnte, so vermochte man doch aus dem Artilleriefeuer, das beständig zunahm und aus den im Gefecht verwendeten östreichischen Truppenmassen ihre Anwesenheit erkennen. Es war nur zu bewundern, wie wenig diese Truppen thaten. Vielleicht hätte es auch bei dem, was bisher geschehen war, sein Bewenden gehabt. Der linke Flügel hatte die Kroaten aus den Weinbergen vertrieben und war völlig Meister von den Anhöhen. Allein plötzlich trat ein Umstand ein, welcher der Lage der Sache eine ganz andere Wendung gab: der Nebel hob sich sehr rasch, die Sonne blickte durch und der Feldmarschall Browne sah seinen Fehler, den er begangen hatte, ein. Ein so entschlossener und erfahrner General war um die Mittel, das Versäumte nachzuholen, nicht einen Augenblick verlegen. Da er über die preußische Kavallerie einige Vortheile erhalten hatte, so hoffte er, bei der Infanterie eben so glücklich zu sein. Er befahl fünf Infanterieregimentern, Joseph Esterhazy, Colloredo, Jung-Wolfenbüttel, Braun, Hildburghausen und mehreren Grenadiercompagnien, die auf dem Loboschberge stehenden Preußen anzugreifen und zu vertreiben. Sie wurden aber bald gewahr, wen sie vor sich hatten.

Dennoch stürmten sie trotz des fürchterlichsten Kartätschen- und Musketenfeuers standhaft und mit einem bewundernswürdigen Muthe und einige such-

ten den Preußen in die linke Flanke zu kommen. Diese wurden aber von dem Grenadierbataillon Kleist und der Infanterie Münchow wieder zurückgewiesen. Das Feuer dauerte hier, bis die Soldaten keine Patronen mehr hatten und da weder die Preußen wichen, noch die Oestreicher, diese vielmehr trotz aller ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten und der entsetzlichsten Verluste fort und fort stürmten, so standen sich zuletzt die Kämpfer in einer Entfernung von kaum 50 Schritten gegenüber, eine fürchterliche Nähe, wenn Keiner lebend den Platz räumen will. Da floß viel theures Blut; es fielen östreichischer Seits der Graf Radicati, Generallieutenant der Kavallerie, der den rechten Flügel commandirte, der Fürst Lobkowitz und verschiedene andere Stabsoffiziere. Die Preußen verloren hier die Generale von Oerzen, Lüderitz und Quadt; verwundet ward tödtlich der Generallieutenant von Kleist, der bald darauf starb.

Der Kampf wüthete fort, immer wilder und erbitterter. Das preußische Regiment Bevern und das Grenadierbataillon Billerbeck, welche sich ganz verschossen hatten, forderten, gegen den Feind geführt zu werden, um ihn mit dem Bajonet anzugreifen. Das geschah; ehe die Oestreicher es sich versahen, waren die Preußen auf sie gesprungen, stießen sie mit dem Bajonet in die Rippen und ergriffen dann das Gewehr, um mit der Kolbe dreinzuschlagen. Nun entwickelte sich eine Scene, für welche das Vermögen der Feder zu schwach ist.

Bevern und Billerbeck bestanden aus handfesten Pommern; ihrer Heftigkeit, ihrer Kraft und ihrem Muthe konnte Nichts Widerstand leisten. Die Oestreicher erschracken, flohen und wurden von den Pommern bis Lowositz hinab gejagt. Sie ließen bei diesem Angriffe fast in einem Augenblicke 48 Offiziere und 1373 todte und verwundete Gemeine auf dem Platze.

Dieser Sieg des preußischen linken Flügels entschied. Alles rückte nun unaufhaltsam den Berg hinunter und die weiter rechts stehenden Regimenter Hülsen, Manteuffel, Itzenplitz u. s. w. gingen auch mit den andern gerade auf Lowositz los, und zwangen den Feind, es über Hals und Kopf zu verlassen. Der Angriff geschah mit außerordentlicher Hitze, so daß die Bataillone einander voraneilten, andere in Unordnung auf dem Platze ankamen. Der Marschall Browne hatte seinen ganzen rechten Flügel in das Dorf Lowositz geworfen, da er glaubte, daß das Schicksal der Schlacht von der Behauptung desselben abhinge. Allein als endlich das Dorf durch das Feuer der preußischen Batterien in Brand gerieth, mußten die Oestreicher weichen und flohen in größter Verwirrung. Sogleich besetzten es die Preußen und der ganze linke Flügel der preußischen Armee ging, obwohl unter dem furchtbarsten Artilleriefeuer der Oestreicher, nach Tschiskowitz, als ob er gesonnen wäre, um des Feindes linken Flügel herumzugehen und ihn zwischen Elbe und Eger einzusperren.

Dadurch wurde der Feldmarschall Browne in Furcht gesetzt, befahl den Rückzug und ging in aller Eile wieder über die Eger in sein altes Lager bei Budyn.

So endete die Schlacht bei Lowositz. Von beiden Seiten lagen wohl mehr als 8000 Mann verwundet oder todt auf dem Schlachtfelde. Des Königs Absicht aber war vollkommen erreicht: den Sachsen war nun jede Hülfe abgeschnitten. Unfähig, den Ring, den die Preußen um sie geschlossen, zu sprengen, von Hunger, Noth, Elend und Mangel an allen Bedüfnissen gequält, allem Ungestüm der Witterung und der rauhen Jahreszeit preisgegeben, blieb diesen wackern Truppen nichts übrig, als sich zu ergeben. So geschah es denn, daß eine tapfere Armee von 14000 Mann das Gewehr streckte und als Gefangene in die preußischen Reihen wanderte, um fortan gegen ihr Vaterland selbst zu fechten. Nur die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Preußen zu dienen, entlassen.

Das Wiedersehen. Walitzki und Schölcher werden gefangen genommen. Der Ueberfall. Das Ende des Majors von Passewitz.

Wir kehren zu unserem armen Freunde Schölcher zurück, der, begünstigt von einem fast wunderbaren Glücke, von den Oestreichern nicht erkannt worden war, denn der Nebel verbarg ihn halb,

P. 129.



Schölcher verwundet bei Herrn von Walitzki.

einzelne bezeichnende Uniformstücke, z. B. die Kopfbedeckung, hatte er verloren; seine Uniform war zerfetzt und der Farbe nach der gewisser östreichischen Soldaten sehr ähnlich; dazu war sein Pferd unverletzt, sein Gesicht mit Blut bedeckt und Niemand ahnte unter den zahlreich zurückkehrenden Haufen von blessirten Kavalleristen einen einzelnen preußischen Reiter. So gelangte der vor Schmerz, Bestürzung und Blutverlust fast Bewußtlose durch ein unerhörtes seltenes Glück in die Hände seines Freundes, des Herrn von Walitzki, der nun seinerseits vor Erstaunen fast außer sich gerieth und von dem Zusammenhang dieser Ereignisse natürlich nicht das Mindeste zu ahnen vermochte. Man konnte aus Schölchern nichts herausbringen; er schien weder von seiner eigenen Lage, noch von dem, was er sah, oder vor wem er sich befand, einen deutlichen Begriff zu haben. Darum ließ ihn Herr von Walitzki ins Schloß bringen, auf ein Bett legen und man hoffte, vielleicht einen Wundarzt zu treffen. Allein draußen wüthete die Schlacht und die östreichischen Aerzte verließen ihre Posten nicht.

Walitzki verband nun Schölchers Wunden mit eigener Hand nach Möglichkeit, flößte ihm Wasser ein, da er sehr an innerer Hitze zu leiden schien und ging sodann hinaus, um den Gang der Schlacht zu verfolgen. Sorge um sein Eigenthum, Liebe zu seinen Unterthanen und Patriotismus hatten ihn in so gefahrvoller Nähe an den Wahlplatz gefesselt. Diese Verwegenheit sollte er nur zu schwer büßen.

Die Donner der Schlacht verhallten; die preußischen Waffen hatten gesiegt. Große Massen östreichischer Infanterie stellten sich in Luckowitz und rings um das Dorf auf. Auf einer Anhöhe wurde eine Batterie von sechzehn schweren Kanonen aufgefahren; man schien zu fürchten, daß der preußische linke Flügel von Lowositz aus noch weiter vordringen würde. Walitzki wollte gerne nach Budin zurückgehen; aber aus Menschlichkeit konnte er den verwundeten Schölcher nicht allein im Schlosse unter den Soldaten zurücklassen. Er wollte auch die Entdeckung, daß Schölcher unter den Preußen gedient, vermeiden, um ihn nicht der rohen Wuth der erbitterten, vom Kampfe noch erhitzten Soldaten, preiszugeben, die ohnehin fast jeden Augenblick in die gröbsten Excesse überzugehen Miene machten. Bei längerem Verweilen aber setzte er sich selbst der größten Gefahr aus und seine Lage war bereits sehr bedenklich. Auch fehlte es an allen Transportmitteln, um Schölcher fortzuschaffen, denn das Dorf, alle Häuser, Scheunen, ja selbst die Höfe und Zwischengassen lagen voll Blessirter und sterbender Soldaten und die Wagen, welche zu ihrer Fortschaffung herbeieilten, reichten nicht hin, sie alle aufzunehmen.

In dieser verzweifelten Lage bemerkte Walitzki einen bekannten Oberoffizier, der gleichfalls leicht am Arme verwundet war und rückwärts ging, um den Train zu erreichen. Der Freiherr suchte im Getümmel an ihn zu kommen und fragte ihn, wie

es auf dem Schlachtfeld stehe? Hierauf erhielt er die bestimmte Versicherung: daß sich die Preußen im Nachtheil befänden, und daß der Feldmarschall, wenn er auch Lowositz aufgegeben hätte, dennoch durch andere Vortheile in einer so günstigen Lage wäre, als er nur wünschen könne. Der König von Preußen werde in der Nacht alles wieder aufgeben müssen und nach Sachsen zurückkehren, indem er dadurch genug erreicht habe, daß er sich die Gewißheit verschafft, die kaiserliche Armee sei noch nicht stark genug, ihm dahin zu folgen und die Sachsen zu entsetzen".

„Wird denn aber die Gegend von den Oestreichern nicht verlassen"? fragte der Freiherr.

„Niemals, und wenn acht Tage nach einander geschlagen werden müßte" *)!

„So befinden wir uns in keiner Gefahr, wenn wir bleiben"?

„Nein"!

Die Sprechenden wurden getrennt und der Freiherr kehrte, da so eben mehrere Bataillone sich in Bewegung setzten, um vorwärts zu gehen, in das Schloß zurück, wo er sich mit der Sorge um den Verwundeten und mit häuslichen Anordnungen beschäftigte, so sehr vertraute er den erhaltenen Nachrichten und dem Glück der östreichischen Waffen.

---

*) Dies war in der That der allgemeine Glauben der östreichischen Offiziere an jenem Tage, da sie sich den Sieg zuschrieben.

Es wurde Abend, die Unruhe im Dorfe nahm zu; die Blessirten waren fortgeschafft und der Donner der Kanonen schwieg.

Nach einem langen fieberhaften Schlafe kam Schölcher plötzlich zur Besinnung.

Welche Ueberraschung! ....

Wir gehen über diese Scene hinweg; Stunden verflossen, längst bedeckte Nacht die blutgerötheten Gefilde von Lowositz, eine fürchterliche erschütternde Nacht, die viele Tausende nicht mehr sahen, welche den nebelbleichen Morgen des Schlachttages noch kräftig und gesund erlebt hatten. Ihre Augen waren geschlossen und mit ihren noch warmen aber erstarrenden Leibern bedeckten sie die Erde, die bestimmt war, ihren Mund aufzuthun, um ihre blutgeröthete Beute zu verschlingen. Es war stille; nah standen sich noch die Heere, und drohend bewegten sie sich, wie die See, wenn der Orkan plötzlich aufhört und in Windstille übergeht, höher und schrecklich aufwogt, hohl die Schiffer bald zum Himmel, bald in den Abgrund zu versenken droht. Wie da der Gewässer streitende Ströme in wildem Kampf in und über und untereinander rollen, so wogten die Heere noch umher auf dem Schlachtfelde. Aber sie mieden einander, gleichsam im stillen gegenseitigen Einverständniß, um auch der Nacht ihr Recht zu gönnen.

Der einzige Diener im Schlosse Luckowitz verließ sich auf die Ruhe seines Gebieters, von dessen gewohnter Vorsicht er im Voraus überzeugt war,

und da der Freiherr ihm keine Anstalt zur Abreise zu treffen befahl, auch sonst keine Weisung gab, so legte sich der Bursche, als die letzten östreichischen Soldaten das Schloß verließen, zur Ruhe, um das in der vorigen Nacht Versäumte nachzuholen. Ein theurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Gegen zehn Uhr Nachts war die ganze Gegend von Luckowitz von den Oestreichern geräumt, die in aller Stille aufgebrochen waren, um sich nach Budin in ihre Verschanzungen zurückzuziehen. Eine starke Patrouille von Putkammerhusaren streifte bis in die Nähe des Dorfes und griff hier einige Bauern auf, welche die Dunkelheit benützten, um einzelne umherliegende Montur- und Armaturstücke zu sammeln, wohl auch bei dieser Gelegenheit die hie und da liegenden Gefallenen zu berauben. Der diese Patrouille führende Major fragte, wem das Dorf gehöre, und ob ein Edelsitz daselbst sei? Die Bauern berichteten ihm, daß der Besitzer Walitzki auf dem Schlosse anwesend wäre. Der Major fuhr überrascht auf und befahl einem Bauern, ihn sofort mit seinen Leuten nach dem Schlosse zu führen.

Der Bauer lief voran, das Schloß ward erreicht und während einzelne Pikets Husaren vor das Dorf rückten, um die Gegend zu rekognosziren und das Dorf zu beaufsichtigen, umringten die übrigen das Schloß, der Major sprang vom Pferde und pochte laut am Thore.

Walitzkis Reitknecht eilte herbei, in der Meinung, Oestreichern zu öffnen. Aber wie erschrack er, als er Preußen vor sich sah. Mit einem Schrei fuhr er zurück, und suchte rasch das Thor zuzuschlagen. Aber es war zu spät; er enthielt einen flachen Säbelhieb über den Kopf, der ihn betäubt zu Boden streckte, und während ihm einer der Husaren mit einem Riemen die Hände auf den Rücken schnürte, stieg der Major in Begleitung mehrerer gemeiner Soldaten und einiger Unteroffiziere die Treppe hinauf.

Walitzki hörte den Schrei, eilte durch die Zimmer herbei, öffnete und sah — den ehemaligen Rittmeister, jetzigen Major bei den Putkammerhusaren, Passewitz, vor sich stehen, denselben, der ihm in Lindenthal Besuch gemacht hatte, den Urheber von Schölchers Unglück, jenen rachsüchtigen und entschlossenen Mann, der wegen eines unüberlegten Wortes so schwere Sühnung nöthig gefunden und veranlaßt hatte.

Erstarrt stand ihm der Freiherr gegenüber.

„Ah, guten Abend, Herr Baron! sehe ich Sie hier wieder"? sagte der Major, aus dessen Augen unheimliche Freude leuchtete.

„Mein Herr, Sie kommen, ein Unglücksbote!" rief der Freiherr mit schlechtverhehltem Zorn, denn Schölchers Erzählung hatte ihn allzusehr gegen diesen heimtückischen und gewaltthätigen Mann aufgeregt.

„Ich komme zur glücklichen Stunde, mein

Herr, erwiederte der Major beißend, „um einen Verräther meines Königs und Vaterlandes, einen heimlichen östreichischen Spion aufzuheben und ihn den Gerichten in die Hände zu liefern.

„Wen meinen Sie damit, Herr Major“? sagte der Freiherr betroffen, und trat ihm näher.

„Sie“! rief der Offizier heftig; „Sie sind mein Arrestant! Ergreift ihn und laßt ihn nicht entwischen“! herrschte er den Soldaten zu.

Die Unteroffiziere waren augenblicklich in Walitzkis Nähe. Dieser warf einen flüchtigen Blick auf sie, sah, daß keine Möglichkeit sei, ihnen zu entrinnen oder Widerstand zu leisten und sprach zu dem Major, der ihn keines Blickes mehr würdigte, indem er ihm sammt den ihn festhaltenden Soldaten ins Zimmer folgte:

„Herr Major, es scheint, Sie haben die Absicht, mich ins Unglück zu stürzen, obwohl ich mir nicht bewußt bin, Sie je auch nur gesehen zu haben, außer damals, als Sie mich von Schweidnitz aus besuchten. Ich gehe ruhig meinen Richtern entgegen, und bitte Sie nur um Schutz meines Eigenthumes. Wo die verachteten östreichischen Kroaten und Panduren nichts ohne Noth zerstört und verwüstet haben, da darf ich auch von preußischen Truppen Schonung hoffen“.

Der Major würdigte ihn keiner Antwort, sondern stand stumm vor dem Bette, auf dem Schölcher, der die Stimme seines Feindes erkannt hatte,

jetzt wieder völlig besinnungslos lag. Dann kehrte er sich mit einem wahrhaft peinlichen Spott in den Zügen nach Walitzki um und sagte: „Mein Herr, hier liegt das sprechendste Zeugniß Ihrer Verrätherei, dieser preußische Soldat, Ihr ehemaliger angeblicher Hofmeister, ein Wiener Spion und Emissär, den ich unter die Reiterei stecken ließ... Schölcher ist sein Name! Ach, wie Sie erschrecken! Sie sind bereits überwiesen! Nun wohl, verrätherische Brut, Spione, Ihr seid entlarvt und — bei meiner Ehre! Ihr sollt bestraft werden, wie Ihr es verdient"!

Der Freiherr sah den Drohenden ernst an und verlor kein Wort mehr, eine Mühe, die ihn nur entwürdigt und seinem Feinde Gelegenheit zu weiteren bittern Kränkungen gegeben hätte.

„Bringt diesen Burschen zum Bewußtsein"! befahl der Offizier. Die Soldaten benetzten Schölchers Gesicht mit Wasser und der Unglückliche schlug endlich die Augen auf, aber nur, um beim Anblick seines Feindes fast in tödtliche Ohnmacht zu sinken.

„Er ist Deserteur auf dem Schlachtfelde", sagte der unerbitterlicher Offizier mit geheimer Freude; noch trägt er die Uniform unsers Königs. Wo ist sein Pferd?"

„Es ist schon gefunden, Herr Major", sagte ein eben eintretender Unteroffizier, „es steht wohlversorgt unten im Stalle".

„Sehr gut"! sagte der Major mit spöttischem Lachen. „Nehmt diesen Mann — er deutete auf Walitzki und diesen Deserteur, den Ihr auf sein

eigenes Pferd binden werdet und führt sie ins Hauptquartier. Solltet Ihr unter Weges von Oestreichern überfallen werden, so schießt Ihr beide nieder und zieht Euch mit den Pferden auf den Hauptposten bei Lowositz zurück. Marsch!"

Der todtwunde, ohnmächtige Schölcher wurde von vier Husaren hinabgetragen, auf seinem Pferde festgebunden und auf beiden Seiten von den ihn eskortirenden Reitern mitleidig unterstützt. Vor ihm ritt schweigend der Freiherr zwischen vier Mann Husaren, deren blinkende Säbel und gespannte Pistolen ihm sagten, was er im Falle eines Fluchtversuches oder nur einer Störung des Zuges durch eine östreichische Patrouille zu gewärtigen habe. Es war ein ängstlicher Zug; selbst die rohen Soldaten vermieden geflissentlich alles Geräusch, um nur zur Ausführung des gemessenen und schrecklichen Befehls nicht gezwungen zu werden. Aber ein guter Engel hielt die bezeichnete Veranlassung dazu ferne und so gelangten Walitzki und Schölcher glücklich ins preußische Lager. Hier wurden beide, nachdem Schölcher verbunden war, gefesselt, auf einen Wagen gehoben und am folgenden Morgen unter Bedeckung eines Gensdarmen und zweier Füsiliere auf der Strasse nach Sachsen zu weiter transportirt.

Der Major blieb im Schlosse, ging mit dem Lichte durch alle Zimmer und besichtigte dieselben in der doppelten Absicht, nach Walitzkis Familie zu suchen und weitere Entdeckungen zu machen. Die Soldaten im Erdgeschosse aber erbrachen unterdeß

den Keller, und betranken sich so sehr, daß sie bald ein wildes Getöse erregten und alle Vorsichtsmaßregeln bei Seite setzten. In dieser Verwirrung gelang es dem Reitknechte Walitzkis, zu entwischen und auf Schleichwegen aus dem Dorfe zu entkommen. Kaum tausend Schritte vor demselben fiel er einer östreichischen Dragonerpatrouille in die Hände, welche gerade auf dem Wege war, Lukowitz zu durchstreifen. Er erzählte dem Offizier, bei wem er diente und wie die Preußen gegen Walitzki und Schölcher verfahren hätten. Der Dragoner kannte Walitzki persönlich. Voll Eifer, seinen Freund zu befreien und den preußischen Major für seine Verwegenheit zu züchtigen, setzte er sich mit seiner Schwadron in Trab, hob eine ihm begegnende preußische Patrouille, die, ehe sie sichs versah, von den Oestreichern umringt war, glücklich auf, ehe sie Lärm machen konnte und überraschte die Preußen im Schlosse in dem Moment, wo der Major sie antrieb, das Gebäude zu verlassen und aufzusitzen. Es kam zu einem erbitterten Kampfe. Der Major von Passewitz, ein entschlossener Mann, der es trotz der Ungunst der Lage, in welcher er sich befand, dennoch wagte, Widerstand zu leisten, fiel, nachdem er von einer Pistolenkugel durchbohrt worden war, unter den Säbelhieben der erbitterten Oestreicher. Seine Soldaten, erschreckt durch den Tod ihres Befehlshabers und die Uebermacht der Feinde, warfen die Waffen weg und ergaben sich. Sie mußten aufsitzen und wurden von den Dragonern fortgeführt. Nach

einer Viertelstunde war das Schloß leer und im Erdgeschosse lag allein und beraubt die Leiche des preußischen Majors von Passewitz.

So endete im Dorfe Lukowitz der Schlachttag von Lowositz. Die Heere, die hier gestritten, entfernten sich nach beiden Seiten, ohne Entscheidung und fast auf demselben Wege, auf dem sie, um sich zu bekämpfen, gekommen waren.

Am folgenden Morgen wagten es die Landleute schüchtern, da sie den nächtlichen Lärm gehört, ins Schloß zu gehen. Sie fanden hier die Spuren des Kampfes, den erstarrten Leichnam; sie sahen, daß nichts geraubt worden sei. Deßhalb schlossen sie die Thüre, nachdem die Leiche entfernt worden und alles wieder gereinigt und in Ordnung gebracht war. Der Major von Passewitz ward gleich Hunderten armer östreichischer Gebliebener entkleidet, und mit ihnen in eine lange Grube gelegt, welche zur Aufnahme der Gefallenen gegraben worden war.

So endete dieser Mann, dessen Absichten, als er Schölchern ins Unglück stürzte, so geheimnißvoll waren, daß wir vergebens darüber Rechenschaft abzulegen suchen. Handelte er so aus Bosheit oder Rachsucht? War es Patriotismus, der ihn zu so bitterem Haß trieb? War er wirklich nur der treue Diener seines Königs, der alle, die diesen nicht ehrten, mit so fanatischer Wuth verfolgte und mißhandelte? — Wer weiß es? Wer könnte ein so verschlossenes Herz durchschauen? Nun war er schnell und schrecklich vor Den gerufen, der die Her-

zen prüft. Dort wird alles klar geworden sein; dort wird er erkannt haben, wie er fehlte.

Walitzkis Reitknecht eilte aber zur Freifrau nach Prag, um dieser und ihren Kindern die Schreckensnachricht von der Abführung ihres Gatten und des so wunderbar wieder erschienenen Schölcher zu bringen.

Walitzkis Familie reiset ins östreischiche Hauptquartier. Abreise ins preußische Lager. Frau von Walitzki erkrankt. Eduards Audienz bei dem Könige von Preußen. Der Baron Walitzki und Schölcher vor dem König. Wiedersehen.

Frau von Walitzki erschrack tödtlich. Ihr hatte schon damals, als ihr Gatte voll Sorge um seine Güter, trotz der dringenden Gefahr, in Lukowitz zurückblieb, Schlimmes geahnet; aber ihre und der Kinder vereinigte Bitten, hatten den von mancherlei Kummer gebeugten, von Erbitterung über unverdiente Kränkungen noch dazu schmerzlich aufgeregten Mann nicht vermögen können, ihr nach Prag zu folgen. Sprachlos vor Jammer saß sie; vergebens verbot ihr der herbeigerufene Arzt, sich einer solchen Gemüthsbewegung, welche die ohnehin kränkliche Frau aufreiben mußte, so gänzlich hinzugeben; vergebens erschöpfte der Geistliche, welcher von den Dienern herbeigeholt wurde, alle Worte des Tro-

stes, die ihm sein Herz eingab und die Religion darbot; umsonst versuchten es die entsetzt herbeieilenden Freunde, ihr die düstern Besorgniße auszureden, die sie mit verzweiflungsvoller Stimme aussprach; umsonst sprach man davon, daß die Gnade des Königs angerufen, daß sich die angesehensten Personen für den Ehrenmann, an dessen Leben und Betragen bisher kein Mackel gefunden worden war, verwenden würden! Die Freifrau fürchtete das Schlimmste; sie sah ihren Gatten schon vor einem Kriegsgericht; sie hörte sein Urtheil sprechen und ihre Phantasie malte sich die gräßliche Scene seiner kriegsrechtlichen Hinrichtung mit den düstersten Farben aus.

Die Familie war allein; die unglückliche Mutter zerfloß fast rath- und hoffnungslos in einen Strom von Thränen; ihre lieben Kinder schmiegten sich an sie; Rosalie schmeichelte vergebens unter Thränen, bemühte sich, mit halb von Schluchzen erstickter Stimme, der Mutter mit kindlichem Herzen Trost zuzusprechen, während Eduard im Zimmer unruhig auf und abging, tausend kindische Entwürfe im Kopfe, um den geliebten Vater, den armen Schölcher zu retten.

„Mutter“, sagte er endlich, „weine nicht! ich werde abreisen und zu dem Könige von Preußen gehen. Ich will ihm sagen, wie gut der Vater ist, wie unschuldig. Laß nur mich machen, der König muß mich anhören und unsern Vater loslassen. Auch den armen Herrn Schölcher muß er wieder freigeben. Ich weiß schon, was ich ihm alles sage, ich.“

Frau von Walitzki sah plötzlich nachdenkend vor sich hin. Sie hatte den Gedanken, so wenig Hoffnung versprechend er auch war, aufgefaßt und begann in halb abgebrochener Rede:

„Mein Gott, das ist wie ein Fingerzeig vom Himmel! Und ich sollte nicht den Muth haben, zu thun, was dieses Kind wagen würde? — Auch kein Augenblick sei verloren! Es hängt ohnehin Tod und Leben daran!"

Sie schellte. Der Kammerdiener erschien. „Lassen Sie augenblicklich den Reisewagen rüsten, Karl. Sie begleiten mich und Wanschka fährt."

„Wohin, gnädige Frau?" sagte der erschrockene Kammerdiener.

Die Freifrau sann einen Augenblick und sagte dann: „Ins Hauptquartier nach Budin zum Feldmarschall Browne."

Eine Stunde später war Frau von Walitzki auf dem Wege nach Budin. Spät am Abend erreichte man die östreichischen Vorposten und gegen Mitternacht traf der Reisewagen mit Walitzkis Angehörigen im Hauptquartier ein. Der Feldmarschall kannte Frau von Walitzki persönlich. Sie erfuhr, daß er noch wach sei und erbat sich trotz der späten Nachtstunde Gehör. Der Greis hörte die Erzählung der Freifrau mit steigender Unruhe und wurde nicht wenig erschüttert durch den Ausgang der schlimmen Sache. Er hütete sich wohl, seine düstern Besorgniße irgendwie zu verrathen und erbot sich, Frau von Walitzki einen Ordonanzoffizier zur Begleitung

mitzugeben, was natürlich dankbar angenommen wurde. Da alle Gasthöfe und Bürgerhäuser mit Militär und Blessirten belegt waren, so blieb der Freifrau nichts übrig, als mit ihren Kindern im Wagen zu übernachten. Am folgenden Morgen wurde die Reise fortgesetzt. Nach einer Fahrt von zwei Stunden wurde der Wagen schon von einem preußischen Husarenpiket angehalten. Nun war es gut, daß der Ordonanzoffizier zur Hand war. Er zeigte seinen Paß und erhielt eine Sauvegarde von einem Unteroffizier und zwei Putkammerhusaren, die nun die Equipage begleiteten.

Da die Pferde sehr ermüdet waren, so wurden sie in Leitmeritz gegen Postpferde umgetauscht und so die Reise mit Extrapost fortgesetzt. Nachmittags erreichte man schon Aussig, wo es hieß, daß der König übernachtet hätte. Allein er war nicht mehr da. Also wurde neuer Vorspann gesucht und es ging über Karbitz nach Gottlaube ins Sächsische. Man legte der Equipage kein Hinderniß in den Weg, außer, daß sie beständig von preußischen Reitern eskortirt ward, die scharfes Augenmerk auf den Oestreicher und die im Wagen sitzende Familie und deren Dienerschaft hielten. Der König sollte in Gishübel sein. Man fuhr dahin, traf ihn aber wieder nicht und Niemand wußte, wo er sei, da man stündlich die Kapitulation der Sachsen, welche nun völlig eingeschlossen waren, erwartete, mit denen es zu einem verzweifelten Kampfe kommen mußte, wenn sie sich nicht ergaben.

Bis hieher hatte die Kraft der Freifrau ausgedauert. Aber in dem Augenblicke, wo sie aus dem Wagen steigen wollte, überfiel sie eine Schwäche; sie stürzte zu Boden und mußte ohnmächtig in ein Bürgerhaus getragen werden.

Glücklicher Weise war die Familie, bei welcher Frau von Walitzki Aufnahme fand, eben so wohlhabend, als menschenfreundlich. Wenige Worte reichten hin, die furchtbare Lage zu erklären, in welcher sich die Freifrau befand. Ein herbeigerufener preußischer Militärarzt aber steigerte die Angst der Kinder bis zum Entsetzen. „Ein nervöses Fieber", sagte er, „sei unvermeidlich, wenn nicht die Kranke der größten Ruhe genießen könnte." Er verschrieb Medikamente und versprach, nachzusehen, so bald er wieder abkommen könnte.

Der Hausherr räumte Frau von Walitzki sein eigenes Wohn- und Schlafzimmer ein und beschränkte sich mit den Seinen aufs Aeußerste. Kaum war die Kranke zu Bette gebracht, als lautes Geschrei auf der Straße die Ankunft des Königs verkündete. Die Kinder sprangen ans Fenster; der König fuhr in einem verschlossenen Wagen, der von Szeckler-Husaren eskortirt wurde. Die zahlreiche Generalität und das Gefolge ritten in scharfem Trabe nach und alles war bald hernach im Schloßhofe verschwunden. Als das die Kinder vom Fenster aus gesehen hatten, dunkelte es allmählich und die Nacht brach an.

Der Kammerdiener hatte sich inzwischen die Me-

dikamente verschafft und flößte mit Hilfe der Hausfrau, die mit der innigsten Theilnahme sich der Pflege der Kranken unterzog, der Freifrau davon ein. Nach kurzer Zeit schien Frau von Walitzki zum Bewußtsein zurückkehren: „Wo sind meine Kinder?“ fragte sie leise.

„Hier gnädige Frau!“ sagte der Ordonanzoffizier, der nicht von den Kindern wich.

„Und wo befinden wir uns?“

„In Gishübel bei wohlwollenden Personen, gnädige Frau, die Ihnen gerne alles anbieten, was sie vermögen“, sagte die Hausfrau.

„Ich bin sehr matt; aber man sagt, der König sei hier und ich muß um Audienz nachsuchen!“ sagte Frau von Walitzki. Sie versuchte es bei diesen Worten, sich zu erheben, sank aber wieder zurück und begann, in Fieberträumen zu phantasiren.

„Das ist sehr schlimm!“ sagte der Ordonanzoffizier „und ich fürchte, daß unsere Reise vergeblich sein werde.“

Rosalia weinte laut und Eduard rang verzweiflungsvoll die Hände. In diesem Augenblicke erschien der Arzt, trat ans Bett und untersuchte den Puls der Kranken.

„Herr Doktor, kann diese Dame morgen das Bett verlassen?“ fragte der Ordonanzoffizier.

„Nimmermehr!“ rief der Arzt und lächelte schmerzlich. „Das Fieber ist da“, sagte er „und vor mehreren Tagen im günstigsten Falle ist nicht einmal an eine Wiederkehr der Besinnung zu denken!“

Er prüfte die Medikamente, verordnete noch einiges und ging.

Frau von Walitzki hatte dem Ordonanzoffizier während der Reise alles mitgetheilt, was auf die Lage ihres Gatten und Schölchers Bezug hatte. Der Offizier fühlte glücklicher Weise edel und menschlich genug, um nun seinen Auftrag als erst halberfüllt anzusehen. Er wendete sich an den Kammerdiener und sagte: „Es leidet keinen Aufschub; ich werde mit Eduard augenblicklich ins Hauptquartier des Königs von Preußen gehen und um Audienz bitten. Sorgen Sie für Ihre Herrschaft!"

Der Offizier warf sich in volle Uniform, während Eduard sich schwarz kleidete. Es war schon Nacht, als beide das Haus verließen und in Begleitung der Husaren, die nicht vom Hause gewichen waren, nach dem Schlosse gingen, wo der König wohnte.

Das Erscheinen eines östreichischen Offiziers in Begleitung eines Knaben erregte große Aufmerksamkeit. Beide wurden sogleich dem Generaladjutanten vorgestellt, welcher zuerst das Begleitschreiben des Ordonanzoffiziers prüfte und dann nach seinem Auftrag fragte. Der Oestreicher erzählte ihm das Nöthige und stellte die Sache so dringend dar, daß der General sofort den Herzog von Bevern von der Tafel rufen ließ und ihm die Sache mittheilte.

Der König saß bei Tafel und war noch in voller Uniform. Der Herzog von Bevern nahm Sr.

Majestät gegenüber wieder Platz und benützte die gute Laune des Königs, um ihm das Wesentlichste von der Sache mitzutheilen.

Der König wurde aufmerksam, sendete einen Adjutanten ab, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, wo Walitzki und der Deseteur (man wußte Schölchers Namen nicht) wären. Durch einen außerordentlich glücklichen Zufall waren beide Gefangene eben in Gishübel eingetroffen, aber aus Mangel an einem Fuhrwerk noch nicht weiter transportirt worden.

„Laß Er die Delinquenten ins Schloß schaffen und sorge Er dafür, daß sie von Niemand gesehen werden!" befahl der König dem Offizier.

„Gewähren Ew. Majestät dem östreichischen Offizier und dem Knaben, den dieser bei sich hat, eine Audienz?" fragte der Herzog von Bevern.

„In einer halben Stunde ist der Knabe vorzuführen, aber allein!" befahl der König, und die Unterhaltung an der Tafel nahm ihren Fortgang.

Der Herzog von Bevern sendete einen Kammerdiener mit diesem Bescheid an die außen Wartenden. Eduard faltete zum Himmel dankend die Hände: er hatte eine süße Ahnung, daß diese Sache zu einem glücklichen Ende führen würde.

Mittlerweile unterrichtete man ihn, wie er sich zu verhalten hätte. Der kluge Knabe, dem scheue Befangenheit eben so fremd war, als dreiste Frechheit, begriff alles und versprach, genau auf sich zu achten, daß er nichts Unschickliches beginge.

„Hinsichtlich dessen, was Du über Deinen Vater und Deinen Hofmeister sagen sollst, kann ich Dir keine Anweisung geben; da muß Dein Herz selbst sprechen. Du mußt dich kurz fassen und doch darfst Du nichts vergessen, was Deinen Freunden bei Sr. Majestät von Nutzen sein kann;" sagte der Oestreicher, der den Knaben sehr lieb gewonnen hatte.

Eduard wollte noch Einiges fragen; allein plötzlich ging die Thüre auf, der Kammerdiener des Königs erschien und winkte Eduard, ihm zu folgen. Trotz seines angebornen Muthes erblaßte Eduard und konnte vor Zittern kaum gehen. Der Kammerdiener streichelte ihm beruhigend den Lockenkopf und sagte: „Muth, mein Sohn; Sr. Majestät lieben die Kinder, wenn sie ihm artig und ohne Scheu antworten."

Durch ein großes Zimmer, wo viele Offiziere arbeiteten, ging es in ein kleineres Gemach, das sehr hübsch möblirt war. An der Thüre standen zwei Gardisten, Gewehr bei Fuß, schweigend und regungslos. Auf einem Tischchen brannten Wachskerzen. Alles war da still; aber der König war nicht da.

„Hier warte, bis Sr. Majestät erscheinen;" sagte der Kammerdiener und ging leise zur gegenüber befindlichen Flügelthüre hinaus.

Es dauerte eine geraume Weile. Endlich wurden die Flügelthüren rasch aufgemacht und der König von Preußen trat schnellen Schrittes ein,

Er trug noch die Uniform und faßte Eduard, der demüthig an der Thüre stehen geblieben war, scharf ins Auge.

Eduard nahte zitternd einige Schritte, fiel dann auf ein Knie nieder und wartete, bis ihn der König anreden würde. Der große Monarch sah auf das in rührender Stellung vor ihm kniende zitternde Kind; er sah es erbleichen; er sah zwei Thränen über die feine bleiche Wange des Knaben langsam rinnen. Eine schöne menschliche Regung erfaßte den mächtigen Monarchen. Er neigte sich mild herab, schlug das Kind liebkosend an die Wange, reichte ihm die Hand, die der Knabe küßte, und sprach: „Steh auf, mein Sohn, fürchte Dich nicht vor mir; erzähle mir muthig Deine Angelegenheiten!“

Eduard begann und ermuthigt durch diesem gnädigen Empfang berichtete er dem König in gedrängter kindlicher Rede das Wesentlichste von allem, was wir bisher über seinen Vater und Schölcher unsern lieben Lesern mitgetheilt haben. Bei dem Namen „Schölcher“ wurde der König aufmerksam und hörte nun mit größter Theilnahme zu. Eduard berichtete so kindlich wahr, sprach so rührend, daß der Monarch ihn unwillkürlich liebgewann und kein Wort seiner recht gut zusammenhängenden kindlich einfachen Erzählung verlor.

„Warst du Zeuge von jenem Tischgespräch, dessen Du erwähntest und das die Ursache all dieser Verwickelungen sein soll?“ fragte der König.

„Ja, Ew. Majestät!“

„So erzähle mir alles genau, was Du noch weißt!“ befahl der König.

Auch dieses berichtete Eduard mit treuem Gedächtniß, so wie jedes Wort, was bei Schölchers Arrestation vorfiel.

Der König wurde sehr ernst und sprach: „Tritt hier in dieses Zimmer ein!“ Der Kammerdiener erschien und erhielt in französischer Sprache einige Befehle. Er nahm Eduard bei der Hand, führte ihn in das bezeichnete Gemach, setzte ihm einen Stuhl an einen Tisch, ging und brachte ein Glas Wein und einen ganz großen Teller voll der köstlichsten Leckereien, mit denen er den Knaben zu versorgen den Auftrag erhalten hatte.

Inzwischen plauderte er freundlich mit Eduard und wir verlassen Beide, um wieder zum König zurückzukehren, der Befehl ertheilt hatte, Walitzki und Schölcher herbeizuführen.

Beide erschienen vor dem Monarchen mit unbeschreiblichen Gefühlen. Der König fixirte sie scharf und richtete zuerst das Wort an den Freiherrn.

„Er ist Walitzki, Gutsbesitzer in Lindenthal in Schlesien und also preußischer Unterthan. Man hat ihn auf dem Schlachtfeld von Lowositz ergriffen und zwar in Gesellschaft dieses Husaren, eines Deserteurs. So hat man mir berichtet. Was hat Er darauf zu erwiedern?“ sagte der König mit scharfer strenger Betonung.

„Ew. Majestät, der Anschein ist gegen mich;

dennoch betheuere ich vor Gott, daß ich nie, weder mit Worten, noch mit Thaten, etwas gethan, wodurch ich die Ew. Majestät schuldige Ehrfurcht oder Treue verletzte!" sprach Walitzki erschüttert.

„Er hat dummes Zeug gemacht. Man meide allen bösen Schein! Was hat er während der Schlacht bei Lowositz zu thun? War das nicht Vorwitz?"

Walitzki legte kurz die Gründe dar, die ihn bewogen hatten, sich in Luckowitz aufzuhalten.

Der König war dadurch keineswegs befriedigt und forderte, Walitzki solle kurz erzählen, warum er Lindenthal verlassen habe. Der Freiherr berichtete alles genau, wie es sich zugetragen. Bei der Scene mit dem Festungscommandanten in Sch......tz konnte der Monarch das ihn anwandelnde Lächeln nicht unterdrücken; aber der Bericht dessen, wie man gegen Walitzki verfahren, erregte seinen lebhaftesten Unwillen.

„Es ist da ein Mißgriff gemacht worden; ich finde, daß Er Unrecht hat leiden müssen. Sein Gut soll ihm ungeschmälert wieder übergeben und aller Schaden ersetzt werden. Ich lasse die Sache untersuchen. Nun noch eine Frage: Wie stehts mit Ihm? welches Seiner Güter möchte Er lieber bewohnen — Lindenthal oder das böhmische?"

Walitzki merkte, worauf diese Frage abzielte und sprach: „Ew. Majestät, ich unterwerfe mich unterthänigst Ihren Befehlen!"

„Es ist gut; Er kann gehen, wohin es Ihm

beliebt. Aber ich sage Ihm, daß ich es mit dem schlesischen Adel gut vorhabe und mich freuen würde, wenn ich Ihm fernere Beweise meiner Wohlgewogenheit geben könnte.“ Der Monarch nickte und winkte Schölchern, vorzutreten.

„Wie heißest Du?“

„Seraphin Schölcher!“ sagte der junge Mann zitternd.

„Du zitterst!“ sagte der König. „Deserteur, weißt Du, daß ich Dir eine Epaulette zugedacht hatte? Ich habe Dich nicht vergessen! Und Du machst Dich durch Desertion meiner Gnade verlustig?“

„Ew. Majestät, ich wurde auf dem Schlachtfelde verwundet. Ich war nicht Herr meiner Sinne und mein Pferd hätte mich eben so gut in die Fluthen der Elbe tragen können, wie es mich zu Herrn von Walitzki brachte“, sagte Schölcher.

„Also ist auch gegen Dich der Anschein?“ sagte der König spottend und ein beißendes Lächeln spielte um seinen feingeschnittenen Mund.

„Ew. Majestät, ich hätte als Dero Führer zu den sächsischen Vorposten vor wenigen Tagen mit geringerer Gefahr und reicher Beute desertiren können, wenn ich auf solche ehrlose Weise aus dem preußischen Miliärverbande hätte entkommen wollen;“ sagte Schölcher ruhig.

Die Reihe, zu erröthen, war nun an dem König. Der Monarch biß sich auf die Lippen und sah Schölchern mit blitzenden Augen an. Aber Friedrich liebte treffende Antworten zu sehr, als daß

er Schölchers so wahre Bemerkung hätte ungnädig aufnehmen können und sagte:

„Da hast Du recht. Nun, willst Du Soldat bleiben?"

„Nein, Ew. Majestät, ich habe dazu keine Lust. Ich lege aber mein Geschick in Ew. Majestät gnädige Hand und hoffe, meinem erwählten Berufe wiedergegeben zu werden."

„Wirklich? also hütest du lieber Schafe, statt den Säbel zu führen?" sagte der König mit beißender Anspieglung auf Schölchers geistlichen Stand. „Nun, Du bist frei!"

Schölcher stürzte auf die Knie und rief mit gefalteten Händen: „Gott segne Ew. Majestät für dieses Erlösungswort.

„Schon gut, schon gut!" sagte der König und wendete sich an Walitzki: „Er hat auf einige hübsche Pfarreien zu präsentiren. Ich sähe es gern, wenn Er Den da einmal, und zwar bald, bedächte. Doch will ich Ihm da nicht in seine Rechte eingreifen. Hat Er mich verstanden?"

„Ew. Majestät erfüllen hierdurch allergnädigst einen meiner herzlichsten Wünsche!" sagte der Freiherr und verbeugte sich tief.

„So wird Er doch ein Preuße bleiben müssen", sagte der König freundlich zu Schölcher. „Nun, da bringe ich Ihm einen kleinen Freund", sprach der König, öffnete die Thüre und winkte Eduard. Der Knabe erschien und sprang mit lautem Freudengeschrei auf seinen Vater und Schölcher zu. Den Männern

stürzten vor Freude und Ueberraschung die Thränen aus den Augen.

Der König sah mit mildem Blick auf die Glücklichen, welche nur die Ehrfurcht vor seiner Person abhielt, sich zu umarmen.

„Walitzki, um einen Soldaten hat Er mich gebracht;“ sagte der König freundlich; „dafür will ich Seinen Hofmeister um einen Schüler bringen. Ich ernenne Seinen Sohn zum Pagen und Cornet und befehle Ihm, den Knaben bis zum beginnenden Wintersemester auf die Ritterakademie in Berlin zu senden. Ich werde weiter für Seinen Sohn sorgen. Adieu!“

Die Glücklichen verbeugten sich unter lauten Segenswünschen und verließen das Zimmer. Außen erhielten sie allerlei nöthige Nachrichten und verschiedene Papiere, unter andern auch Päsſe nach Lindenthal. Erst jetzt erfuhr Walitzki alles und Schölcher und der glückliche Vater überhäuften den guten Knaben mit ihren Liebkosungen.

Ein bitterer Tropfen Wermuth fiel nach der Heimkehr der Glücklichen in ihren Freudenbecher. Frau von Walitzki war leider auf das Bedenklichste krank und erkannte ihren Gatten nicht mehr. Indeß war Sr. Majestät der österreichische Offizier vorgestellt worden, und durch ihn hatte Friedrich den gefahrvollen Zustand der Kranken erfahren. Der König sendete sofort seinen Leibarzt, den berühmten Hofrath von W.... Dieser untersuchte

den Zustand der Kranken auf das Genaueste und blieb mehrere Stunden an ihrem Bette.

Am folgenden Tage fand die Ergebung der sächsischen Armee statt, welche große Heeresbewegungen nach sich zog, so daß die Gegend ganz von Truppen entblößt wurde. Es herrschte nun Ruhe, und somit erhielt Frau von Walitzki das, was ihr am nöthigsten war. So wurde sie denn mit Gottes und des Arztes Hülfe glücklich dem Tode entrissen. Welch' ein Wiedersehen, als sie ihren Gatten, Schölcher, ihre Kinder, ihre treue Dienerschaft, alle, alle ihre Lieben um sich erblickte, und alle Leiden, aller Kummer, alle Sorgen vorüber waren!

Um die Freude zu erhöhen, traf ein Brief des Verwalters in Sch......z an Herrn von Walitzki ein, worin dieser berichtete, „daß ihm die Verwaltung von Lindenthal wieder übergeben und von der Landesadministration „auf höheren Befehl“ 2795 Thlr. Schadenersatz geleistet worden wären. Walitzki's Entschluß war nun gefaßt; er reiste, sobald es die Kräfte seiner Gattin gestatteten, nach Schlesien ab, und erreichte glücklich sein Gut. Hier fand er von Seite seiner Unterthanen den festlichsten Empfang; man begrüßte ihn und seine Gattin mit lauten Segenswünschen und freute sich innig, die alte, gütige Herrschaft wieder zu besitzen. Aber auch des guten Schölcher wartete ein großes Glück. Der ehrwürdige Geistliche in Lindenthal wurde plötzlich vom Bischofe von Breslau als Domkapitular an das dortige Stift berufen, wodurch die angenehme, rei-

zend gelegene und einträgliche Stelle in Lindenthal erledigt ward. Walitzki schlug nun Schölchern als Geistlichen auf dieselbe vor und bald kam Schölchers Dekret, dem der König eigenhändig diese Worte beigefügt hatte:

„Für treue Militärdienste. Friedrich.“

Der nun folgende Winter wurde friedlich von den Glücklichen verlebt. Wie oft besuchten sie die Stellen, welche sie an jenen schrecklichen Abend erinnerten, wo Schölcher arretirt und fortgeführt worden war. Auch des unglücklichen v. Passewitz gedachten unsere Freunde oft in Frieden, und sein Schicksal wurde, obwohl er ihr Feind gewesen war, tief von ihnen betrauert.

König Friedrich verlor auch unter den furchtbarsten Stürmen des Krieges Walitzki und die Seinen nie aus den Augen. Eduard kam auf die Ritterakademie, dann in die Kadetenschule, übernahm endlich seine Cornetstelle im Grenadierregiment Prinz Friedrich und machte den Feldzug von 1763 noch als Lieutenant mit. Seine Schwester verheirathete sich bald an den Kabinetsrath v. M***, welcher später Minister ward. Lindenthal wurde alle Jahre im Herbste der Versammlungsort der Familie, wo sich alle diese guten Menschen zu ihrer größten Freude wiedersahen.

Wie Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg nach blutigen Kämpfen siegreich beendete, ist bekannt. Größeren unsterblicheren Ruhm noch, als diesen Kriegsruhm, erwarb sich der König durch seine dem Lande, insbesondere Schlesien, erzeigten Wohlthaten. Darum bleibt dort Sein Name auf ewige Zeiten in Segen!

Ende.

Körber, Philipp,

Seraphin Schölcher historische Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Kriegs

Nürnberg [1851]